Germ. g.
216

Germ. g. 216 f.
Joerg.

<36621116450016 S

<36621116450016

Bayer. Staatsbibliothek

Ahndungen für Deutsche

bei

Eröffnung des Feldzuges von 1814

von

Dr. Joh. Christ. Gottfr. Jörg,
ordentlichem Professor an der Universität zu Leipzig.

Veritatem sequi et colere, tueri justitiam, aeque omnibus bene velle ac facere, nil extimescere.

Leipzig,
in der Baumgärtnerschen Buchhandlung.

— „Wir leben in einer neuen Zeit, wir warten einer neuen Zeit, wir warten einer neuen teutschen Herrlichkeit, wie seit Jahrhunderten nicht gewesen ist.“

Arndt, das preußische Volk und Heer im Jahre 1813.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

Wer mag wohl den Mann, welcher sich zur Ausführung eines großen und wichtigen Werkes entschließt, mit Tadel belegen, wenn er bei diesem Entschlusse sich ängstlich fragt: wirst du auch im Stande seyn, dieses Werk glücklich zu vollenden? War es nicht schon bei mehrern Völkern des Alterthums heilige Sitte, bei größern Unternehmungen das Gelingen derselben vorher durch weise Personen auszuforschen? Wer wollte es daher den Deutschen verdenken, wenn sie bei dem beginnenden Feldzuge, welcher über ihre Freiheit, über ihr Glück, ja sogar über ihre Existenz entscheiden, — durch welchen Europa der goldne Friede wiedergegeben werden soll — ängstlich sich fragen, wie dieser Feldzug, wie überhaupt dieser Krieg sich enden werde? ob zu ihrem, oder zu ihrer Feinde Vortheil? — Nachsicht verdient daher wohl derjenige deutsche Mann bei seinen Mitbürgern, welcher es wagt, in der jetzigen

Crise Deutschlands seine Ahndungen eines baldigen Friedens und einer bessern Zukunft durch die jetzigen Anstrengungen mitzutheilen.

Zwar ist es in der Politik oft mit außerordentlichen, ja mit unübersteiglichen Schwierigkeiten verbunden, die Ereignisse der jetzigen oder der verflossenen Zeit in ihrer wahren Beschaffenheit darzustellen; mit um so größern Hindernissen muß es daher verknüpft seyn, helle Blicke in die Zukunft zu thun. Allein, wo die Zukunft so aus der Vergangenheit resultirt und resultiren muß, wie der nächste Feldzug von 1814 aus den Kriegsoperationen von den Jahren 1812 und 1813, da ist wohl kein römischer Augur und kein delphisches Orakel nothwendig, um mit aller Zuversicht den glücklichen Erfolg des beginnenden Feldzuges für die Deutschen und deren Alliirte vorauszusehen. Es bedarf nur, um diese erfreulichen Resultate zu ziehen, einer genauen Zusammenstellung aller der Dinge, welche zum Kriege nothwendig sind, und einer Vergleichung der frühern französischen Expeditionen und der Feldzüge von 1812 und 1813. Da indeß nur wenig Menschen die politischen Ereignisse so im Gedächt-

nisse behalten, um dieselben später mit einander gehörig vergleichen und combiniren zu können, so hat es der Verfasser über sich genommen, die den jetzigen Feldzug vorzüglich modificirenden Gegenstände näher anzugeben, so wie auch die frohen Hoffnungen darnach auseinanderzusetzen. Mancher von den Deutschen wird noch durch das, was vor den Jahren 1812 und 1813 von den Franzosen bewerkstelligt worden ist, in Furcht gehalten und zu glauben veranlaßt: daß Napoleons Macht noch nicht so gebrochen sey, als man es allgemein unter den Deutschen glaube: — daß Deutschland noch viel von demselben zu fürchten habe: — daß Napoleons Genie wieder werde Rath zu schaffen wissen u. dgl. m. Diese Furcht der Schwachen sollen und werden diese Ahndungen in der Geburt ersticken. Eben so sollen sie aber auch den muthigern Patrioten, welchen die französische Obergewalt in Deutschland ein leeres Phantom geworden ist, die allgemeinen Anstrengungen und den Druck der Zeit weniger empfindlich machen, indem er durch sie ein baldiges und erwünschtes Ende des blutigen Kampfes erblickt. Was kann aber den biedern deutschen Mann bei dem jetzigen Streite, bei verheerenden Seu-

chen, bei beispiellosen Entbehrungen mehr erheben, mehr ermuntern, mehr stärken und stählen, als ein baldiger und glücklicher Abschluß des Friedens? Blickt daher eben so ihr muthigern, als ihr noch etwas zaghaftern Deutschen mit dem Verfasser in die Zukunft, und erheitert euch mit ihm an dem Werke, das zum Theil schon geschaffen ist, aber noch vollendet werden muß, mit der Freiheit Deutschlands vom französischen Joche und mit einer völligen daraus hervorgehenden Regeneration des deutschen Volkes *).

Leipzig, zu Anfange des Januars
1814.

*) Wie herzerhebend öfters politische Blicke in die Zukunft für die Gegenwart wirken, und wie oft sie in Erfüllung gehen, davon könnte der Verfasser viele Beispiele anführen. Nur eins: Vor mehrern Jahren äußerte ein Westphälischer Beamter gegen mich: Napoleon werde mit Spanien nie enden können, er werde aus Verdruß darüber Rußland angreifen, und sich in diesem Lande den Kopf einrennen. Wie viel fehlt noch von dieser Voraussagung?

Etwas über Frankreichs politische Lage im Jahre 1814.

Die Ankunft des Kaisers von Frankreich in Paris und seine Aufnahme im Senate nach den Tagen von Leipzig und Hanau läßt die große Frage über Krieg und Frieden nicht einen Augenblick im Zweifel. Was so viele Freunde des Friedens in Deutschland nach der allgemeinen Niederlage der französischen Armeen erwarteten: der französische Senat werde für den Frieden stimmen, ist nicht in Erfüllung gegangen. Zwar dünkt mir die Rede des Präsidenten Lacepede an den Kaiser etwas matt und gegen die frühern Äußerungen des Senats an seinen Beherrscher abweichend: denn er spricht in derselben von Gefahren, welche den Kaiser während des Feldzuges von 1813 umgeben haben sollen, von traurigen Zufällen u. dergl. m. *). Dessen ungeachtet hat

*) Drollig genug sagt der Präsident gleich darauf: „Ewr. Majestät haben alles überwunden.“ (Rückwärts, um wieder nach Paris zu kommen?) Anders kann der Redner unmöglich dabei gedacht haben.

der Senat neue Aushebungen von Truppen bewilligt, und dadurch seinem Beherrscher neue Opfer, den Krieg fortzusetzen, in die Hände geliefert. Mit diesen neuen Mannschaften wird Napoleon am Rheine eben so wenig zu einem Frieden, welcher seiner Eroberungssucht Gränzen zu setzen vermag, geneigt seyn, als an der Elbe; er wird nicht eher ruhen, bis auch diese Menschenmasse geopfert ist, so wie er seine sämmtlichen Armeen nach und nach der Vertilgung entgegen geführt hat. Eine neue Armee ist dem Kaiser Napoleon, was dem leidenschaftlichen Spieler eine neu gespickte Börse gilt; er hat weder Ruhe noch Rast, bis auch das Letzte daran gesetzt und verloren ist. Er überdenkt nicht, ob auch nur noch einige Wahrscheinlichkeit zum Gewinne obwaltet, er hazardirt blindlings darauf los, bis ihn die physische Unmöglichkeit daran hindert. So lange Napoleon noch neue Aushebungen zu bewerkstelligen vermag, kennt er keine Mäßigung. Weder die Elbe, weder der Rhein, das heilige Eigenthum der alten Deutschen, noch die eigentlichen Gränzen des alten Frankreichs, können seinen ungezügelten Forderungen Genüge leisten. Napoleon ist durch seine Moralität und durch das Verfahren seiner Knechte dahin gekommen, daß es

jetzt für ihn physisch unmöglich ist, zur Mäßigung zurückzukehren. Für ihn haben totale Niederlagen nicht das Schreckliche, was ein für seine Feinde ehrenvoller Friede ihm verursachen würde. Nach einer verlornen Schlacht hegt er nach seiner Ansicht die sichere Hoffnung, bald wieder siegreich auftreten zu können. Nicht so nach einem solchen Frieden, vermöge welchem Frankreich auf seine alten Gränzen beschränkt wird: denn nach diesem würde es ihm schwer werden, wieder in Deutschland einfallen zu können. Sein Hang zum Hazardiren würde durch einen allgemeinen Frieden einen großen Stoß bekommen *).

*) Man muß, um den Kaiser von Frankreich gehörig zu würdigen, ihn ganz von der psychischen Seite nehmen. Er stammt aus einer armen Familie aus Corsica ab, und hat ohne Zweifel in seinen frühern Jahren wenig oder gar keine Bildung genossen. Später kam er auf eine Militärschule in Frankreich, wo er nic[illegible] anderes sahe und hörte, als was auf den Krieg Bezug hatte. Hier war er, wie erzählt wird, sehr arbeitsam und fleißig; was er also in dieser Hinsicht sahe und hörte, machte auf ihn einen beträchtlichen Eindruck. Er sahe und hörte dies doppelt, vielleicht dreifach. Aus dieser Schule kam er zum Militär während der Revolution, und hier hatte

Unter solchen Umständen sind die Deutschen und ihre Verbündeten in die traurige Nothwen-

er Gelegenheit genug, das in der Schule Gelernte zu executiren. Die französischen Truppen waren damals von der Freiheit begeistert, sie fochten brav und kühn, und daher setzten sie gewöhnlich durch, was sie wünschten. Sollte nun der junge feurige Bonaparte dadurch nicht noch mehr für das Kriegshandwerk angeflammt werden, er, der keine andere Sphäre des menschlichen Lebens und Wirkens kannte? Nach und nach wurde er General, und nun hatte der Krieg für ihn doppelten Reiz; er verschaffte nicht allein seinem Geiste den alten gewohnten Genuß, sondern er bereicherte ihn auch und erwarb ihm Ansehn bei Andern. Endlich gelangte Bonaparte zur Consul- und zur Kaiserwürde, und nun erst hatte er völligen Spielraum, seiner Neigung den Zügel schießen zu lassen. Ohne alle andere, als militärische Bildung, ohne andere, als militärische Beschäftigung, ohne andere, als militärische Umgebung, und nur das Glänzende des Militärstandes kennend, wird er auch nun als Consul und Kaiser, wo nun der Genuß und der Gewinn für ihn größer daraus hervorgeht, die gewohnte Beschäftigung beibehalten. Mit weniger Feuer von der Natur versehen und weniger von Jugend auf zum Arbeiten gewöhnt, würde Napoleon viel Soldaten gehalten, würde diese öfters gemustert haben u. s. w. Allein dies ist für sein Feuer, für seine Neigung zur Beschäftigung, für seine

digkeit versetzt, den Krieg länger fortdauern zu lassen. Nur durch Krieg wird der wirkliche Friede möglich: denn nur durch diesen wird für Napoleon die physische Unmöglichkeit, den Krieg fortzusetzen, herbeigeführt. Aber bei dieser Ueberzeugung wirft mancher die Frage auf: soll der französische Kaiser in seinem eigenen Reiche angegriffen werden, oder soll man am Rheine warten, bis derselbe seine neuen Schaaren zusammengetrieben und armirt hat, und er selbst die Alliirten anfällt? Keineswegs das Letztere; denn dies würde den Krieg nicht allein außerordentlich verlängern, sondern es würde auch der Sieg für uns zweifelhaft werden können, Napoleon würde nicht eher hervorbrechen, als bis er sich stark genug glaubte, die Verbündeten besiegen zu können. Ueberdies bedürfen wir des Friedens bald, und daher ist alles Warten und Zögern in den diesseitigen Kriegsoperationen gewiß höchst nachtheilig. Das Aufstellen der alliirten Armeen am Rheine würde bestimmt zu einem ewigen Kriege führen. Sehen wir dagegen mit der nöthigen Vorsicht auf

Ruhmsucht zu wenig: er will, er muß nach solchen Prämissen den Krieg wollen, und wenn die Welt dabei untergehen sollte.

die alten Gränzen Frankreichs los, überschreiten dieselben und suchen den Kaiser Napoleon in seinem eigenen Lande auf, so können wir seine Bewaffnung zu einem großen Theile hindern und dadurch seine Mittel, den Krieg fortzusetzen, beschränken. Wir können aber auch durch den Einmarsch in Frankreich die Einwohner über die wahre Absicht des Krieges und über ihr wahres Interesse belehren, und dadurch wird der eigentliche Wunsch von ganz Europa, ein dauerhafter Friede, gewiß schneller erreicht, als wenn wir uns ruhig am Rhein aufstellen. Gewiß warten jetzt in Frankreich, wie vor kurzem hier in Deutschland, Viele sehnlichst auf die Ankunft der Alliirten, um sich von dem Joche des französischen Kaisers loszumachen.

Allein, erwiedern mir hier Viele meiner Landsleute, der französische Heereszug im Jahre 1812 nach Moskau hat den Einfall in ein großes Land von einer sehr nachtheiligen Seite dargestellt, und deswegen möchte es doch wohl besser seyn, wenn die Alliirten von dem Einmarsche nach Frankreich abstehen wollten. Ueberdieß, setzen sie noch hinzu, ist Frankreich nicht allein ein bevölkertes Land, sondern die Männer desselben sind auch durch die Revolution schon mehr als andere an die Kriegs-

scenen gewöhnt, und daher werden sie als Nationalgarden einen hartnäckigen Widerstand zu leisten vermögend seyn.

Wir antworten zuerst auf den französischen Einfall in Rußland, welcher unter ganz andern Umständen unternommen wurde, als der jetzt bevorstehende Einmarsch nach Frankreich. Rußland ist in moralischer und physischer Hinsicht ein ganz anderes Land, als Frankreich; das Clima und die beiderseitigen Einwohner sind von einander himmelweit unterschieden. Das Clima Rußlands ist in mehrern Provinzen desselben rauh und unfreundlich, Dörfer und Städte daselbst sind seltener als in Frankreich. Die Russen lieben ihren Alexander als Vater, die Franzosen hingegen gehorchen ihrem Despoten wegen seiner Polizei. Rußland sollte erobert, zerstückelt und geplündert werden, wir wollen weder Frankreich erobern *)

*) Wie der Friede mit Frankreich beschaffen seyn solle, bestimmt die über alles Aehnliche erhabene, so äußerst humane und loyale Erklärung der hohen verbündeten Mächte aus Frankfurt am Mayn vom 1sten Decemb. des verflossenen Jahres. „Die verbündeten Monarchen," sagen sie in derselben, „wünschen, daß Frankreich groß, stark und glücklich sey; weil die französische Macht groß und stark, eine der Hauptgrundlagen des europäischen Staatengebäudes ist.

noch auf irgend eine Weise beeinträchtigen, wir wollen nur den Frieden, und diesen für die Franzosen eben sowohl, als für uns. Napoleon beging bei seinem abenteuerlichen Zuge nach Moskau die größten Fehler, seine beiden Flanken waren bedroht, und wurden, weil sich Schweden und die Türkei nicht für ihn erklärten, gewonnen; dagegen verfahren unsere weisen Heerführer mit der größten Vorsicht, und die beiden Flankenländer, Holland und die Schweiz, sind jetzt so gut als in den Händen der Alliirten. Und wie weit sind die Heere von einander verschieden, welche gegen einander stehen. Die verbündeten Armeen

Sie wünschen, daß Frankreich glücklich sey, daß der französische Handel auflebe, daß Künste und Wissenschaften, die Wohlthaten des Friedens, wieder aufblühen, weil ein großes Volk nur dann ruhig seyn kann, wenn es glücklich ist. Die verbündeten Mächte bestätigen dem französischen Reiche eine Ausdehnung des Gebiets, wie sie Frankreich nie unter seinen Königen hatte, weil eine tapfere Nation deshalb nicht herabsinkt, weil sie nun auch Unfälle in einem hartnäckigen und blutigen Kampfe erfuhr, in welchem sie mit gewohnter Kühnheit gefochten hat." O wenn doch Napoleons Felsenherz diese edlen Worte der Mäßigung zu fassen vermöchte, gewiß, er würde sich zum Frieden entschließen! Nur Kanonendonner kann seine Starrheit erweichen.

sind stark durch Glauben an Gott, durch Liebe zu ihren Fürsten, durch die Zahl der Mannschaften, durch innere individuelle Energie und durch freundschaftliche, über alles kleinliche Interesse erhabene Zusammenstellung der verschiedenen Völker in denselben. Wie viel zählen dieselben Freiwillige? Wie stark ist ferner die Cavallerie derselben? Wie viel Jäger eilen unsern Armeen voraus? Alles dieses finden wir bei der französischen Armee nicht; sie kann uns weder eine gute und zahlreiche Cavallerie, noch eine gut bediente Artillerie entgegensetzen. Für den kleinen Krieg, welcher dem Feinde aber außerordentlich nachtheilig ist, sind die Franzosen gar nicht geeignet, und wir zählen in unsern Armeen die Völker Europa's, welche in Streifzügen, Umgehungen, Aufhebungen von Transports u. dergl. Meister sind. Große Infanteriemassen sind das Einzige, was uns Napoleon entgegenstellen kann. Diese wird er zum Theil, wie es hier in Deutschland geschah, in Dörfer und Städte werfen, um dadurch seine Schwäche zu decken und unsere Cavallerie unbrauchbar gegen dieselbe zu machen. Ueberdieß droht Frankreich der Angriff nicht allein von der östlichen und nördlichen Seite, sondern die siegreiche Armee des unsterblichen Welling-

ton hat schon die westlichen Gränzen dieses Landes überschritten. Und wie leicht ist es unter jetzigen Umständen, von Spanien oder von Italien aus eine Diversion an den südlichen Küsten zu machen? Wird unter solchen Umständen der Beherrscher Frankreichs in dem nächsten Feldzuge nicht in dieselbe Lage wieder versetzt werden, in welcher er sich bei Dresden befand, vermöge welcher er sich auf der Bautzner und der Böhmischen Straße bald hin- und her athemlos ging und ritt, bald hin- und her eilte, und am Ende doch nichts ausrichtete? — Welche Bewegungsgründe hatte endlich Napoleon im Jahre 1812 zum Kriege, und welche Ursache nöthigt uns zu diesem Feldzuge? Sollen wir nicht auch das Recht, welches doch wohl ganz auf unserer Seite ist, mit in Anschlag bringen?

Noch wäre auf den zweiten Punkt des obigen Gegensatzes zu antworten. Allerdings sind die Franzosen durch die Revolution an den Krieg gewöhnt; allein eben deswegen, weil sie denselben kennen, werden sie denselben zu vermeiden wünschen, wenn sie einmal von der wahren Absicht unserer Anstrengungen unterrichtet worden sind, und was das Vorzüglichste mit hierzu beiträgt, wenn sie die Art und Weise fühlen werden, womit

unsere milden Fürsten die gewonnenen Länder zu behandeln wissen. In der Revolution stritten die Franzosen für ihre Freiheit; nachdem unzählige Opfer für dieselbe gefallen waren, wurde ihnen diese gänzlich entrissen, und das vergossene Blut war umsonst geflossen. Wofür streiten sie jetzt? Für die Eroberungssucht ihres Beherrschers. Werden sie jetzt besser reüsiren, werden sie für ihren Tyrannen glücklicher seyn, als für sich selbst? Diese Frage ist ihnen in Rußland an mehrern bekannten Orten, und in Deutschland bei Leipzig, Großbeeren, Dennewitz, Culm und Hanau und an der Katzbach schon beantwortet worden; daher ich mir die Erwiederung ersparen kann. Immer ist daher das franzüsische Blut umsonst vergossen worden. Zugleich sind die Reichthümer des schönen Landes vergeutet und der früher erworbene Ruhm ist beträchtlich gemindert. Werden sich daher die Franzosen unter gleichen Auspicien wieder so schlagen, wie es bis jetzt geschehen ist? Wir haben viel Gründe, daran zu zweifeln. Zwar werden sie sich, so lange sie von ihrem Beherrscher und seiner geheimen Polizei noch über die Absicht der Alliirten getäuscht werden können, so lange man ihnen noch die absurdesten Mährchen glaubwürdig vorzutragen ver-

mag, uns auf alle mögliche Weise entgegensetzen. Allein haben wir auch dieses so zu fürchten, wie Viele von uns glauben? Gewiß keineswegs. Die Franzosen werden sich vorzüglich in Infanteriemassen, und durch Dörfer und Städte gedeckt, uns entgegenwerfen; aber wir dürfen nur diesem Systeme, sich zu vertheidigen, und seine Schwäche zu verbergen, die rechte Art des Angriffs entgegenstellen. Mit brennbaren Materien, mit Granaten, mit Congrevschen Raketen u. dgl. ist diesem Systeme am besten beizukommen. Mit diesen Materien reichlich versehen, haben wir diese Infanteriemassen auf keine Weise zu fürchten, im Gegentheile müssen wir, da uns eine so zahlreiche Cavallerie zur Seite steht, wünschen, daß diese Massen gleich anfänglich nur recht zahlreich erscheinen mögen, um gelegentlich auch nebst der genannten Munition vom Hunger Gebrauch machen zu können: denn so wie Napoleons Schaaren, schon beträchtlich geschmolzen, in einer der reichsten Getraidegegend, bei Leipzig, zum Theil verhungern mußten, und dies zwar unmittelbar nach einer der ergiebigsten Erndten, eben sowohl wird es auch in Frankreich möglich seyn, sich mit der Verdauungskraft der französ. Krieger zu alliiren. Wollten wir diesen Infanteriemassen nur immer nichts

als Infanterie entgegensetzen, wollten wir die von derselben vertheidigten Dörfer und Städte durch bloße Infanterie zu nehmen suchen, so würde unser Verlust dem französischen gleich seyn oder ihn übertreffen; allein bei der oben angegebenen Verfahrungsart tritt der Sieg bei einem weit geringern Verluste auf unsere Seite. Freilich ist es schrecklich, ein solches Angriffssystem zu executiren; allein auf wen muß die Schuld fallen, wenn Frankreich durch sein eigenes Kriegssystem leidet? Doch nur immer auf den allgemeinen Bedrücker desselben. Wenn wir indeß den französischen Krieger so behandeln, wie er nach seiner Art, den Krieg zu führen, behandelt werden muß, so ist es auf der andern Seite billig, daß wir die gute Aufnahme bei den Einwohnern Frankreichs durch Schonung des Eigenthums und durch ein reciprokes Betragen gegen sie zu schätzen wissen werden.

Einen dritten Grund gegen den Einmarsch in Frankreich geben auch die vielen Festungen ab, welche sich am Rheine und an den alten östlichen Gränzen Frankreichs befinden. Diese erfordern, so sagen Mehrere, einen langen und kostspieligen Belagerungskrieg, dadurch werden die alliirten Armeen nicht allein beträchtlich geschwächt, son-

dern auch in ihren Operationen auf mannigfaltige Weise gehindert. Allerdings ist es nicht zu läugnen, daß der Festungen in diesen Gegenden viele sind. So nützlich aber auch die festen Plätze in den frühern Kriegen waren, wo die Armeen noch nicht so zahlreich ins Feld rückten, als seit 1812, so wenig haben sie dem Kaiser von Frankreich in den Feldzügen von 1812 und 1813 genützt; im Gegentheile, sie haben ihm beträchtlich geschadet. Die sämmtlichen Festungen an der Weichsel, Oder und Elbe erforderten eine große Armee zu ihrer Besetzung und eine unzählige Artillerie zu ihrer Bewaffnung. Welche Munition und welchen Aufwand von Geld? Haben diese zum Theil sehr respektabeln Festungen die Russen und Preußen aufhalten können? Nicht einen Augenblick. Man ist neben denselben vorbeigegangen, hat sie blokirt oder belagert und hat sie nun größtentheils genommen. Jedes der Balagerungscorps hat sich sehr gut verinteressirt. Die feindlichen Truppen in den Festungen sind durch sie gefangen und die Artillerie nebst Munition ist erobert worden. Würden diese Truppen im freien Felde eben so glücklich gewesen seyn? — Die Festungen am Rheine werden daher keineswegs im Stande seyn, den Einmarsch nach Frankreich zu verhindern, da

die alliirten Armeen so außerordentlich zahlreich an Mannschaften sind. Man wird dieselben umgehen, wie an der Weichsel, Oder und Elbe, wird sie blokiren oder belagern, wie es die weisen Heerführer unserer Armeen für dienlich finden werden. Der Fall der Festungen an der Weichsel, Oder und Elbe wird dazu sehr behülflich seyn. Sind aber diese Festungen gehörig blokirt oder belagert, so können sie die Operationen der großen Armeen nicht stören, noch viel weniger aufhalten *).

Noch höre ich einen vierten Grund gegen den Einfall in Frankreich. Napoleon ist ein großer

*) Es fragt sich, ob bei dem jetzigen Kriegssysteme Festungen an gewöhnlichen Orten, politisch und militärisch genommen, das nützen, was man sich von ihnen verspricht. Bringt man die Unkosten der Erbauung, der Bewaffnung und der Besetzung in Anschlag, bedenkt man, daß man mit der in derselben befindlichen Mannschaft eine doppelt so große Anzahl Belagerer ein Jahr lang aufhalten kann, daß aber nach dieser Zeit alles, Besatzung und Bewaffnung, verloren ist, so weiß ich nicht, ob es jetzt rathsam ist, Festungen zu erbauen und zu vertheidigen. Bringt man noch das hinzu, daß nun die verlorne Festung dem Gegner angehört, so muß auf jeden Fall die Rechnung gegen dieselben ausfallen.

Feldherr, sagen Etliche, und er wird die Schwäche seiner Armee durch die Stärke seines Geistes auszugleichen wissen. — Wenn dies wirklich so wäre, und wenn wir uns dafür zu fürchten hätten, so müßten wir nicht allein den Uebergang über den Rhein aufgeben, sondern wir müßten eilen, mit Napoleon Frieden zu schließen, und uns die Bedingungen dazu von ihm erbitten. Es sind aber in den zwei letztern Feldzügen in den Jahren 1812 und 1813 Dinge vorgefallen, welche uns an dem Ausspruche: Napoleon sey ein großer Feldherr, noch zweifelu lassen. Jedoch, wenn dies auch buchstäblich wahr wäre, so könnte Napoleons Feldherrntalent doch nur dann bei seiner Armee einen so großen Ausschlag geben, wenn sich bei den combinirten Armeen kein ähnliches Genie befände. Allein dem ist nicht so; seit zwei Jahren hat Napoleon in der Kriegskunst eine untergeordnete Rolle gespielt, er hat sowohl den Plänen, als der Tapferkeit der verbündeten Heerführer unterliegen müssen. Seine Gegner haben das neue und von den Franzosen zuerst befolgte Kriegssystem besser studirt, als er, er glaubte sich in demselben vollkommen, unfehlbar; nicht so seine Gegner, diese hielten sich für unvollkommen, strebten daher weiter, wo er stehen blieb. Und so

haben auch die letzten Jahre den alten Satz: daß jede Nation das Kriegshandwerk erlernen könne, wenn sie Gelegenheit dazu hat, von neuem bestätigt. Jedoch ist noch zu beweisen übrig, daß Napoleon in den zwei letzten Feldzügen nicht als großer Feldherr gehandelt habe. Durch eine kurze kritische Revision der französischen Kriegsoperationen wird dies am besten möglich seyn, daher wir zu derselben übergehen.

Kurze Kritik der französischen Heereszüge in den Jahren 1812 und 1813.

Von der Zeit an, als Napoleon die Würde eines französischen Consuls erhielt, begann in der französischen Diplomatik ein anderer Styl und eine andere Sprache, als die bis dahin gewöhnliche. Zwar wurden auch schon während der Revolution die französischen Diplomatiker etwas diktatorisch in ihren Verhandlungen, allein weil die Oberhäupter während dieser Zeitperiode in Frankreich schnell wechselten, so wurde von den Souveränen

Europa's ohne Zweifel weniger darauf geachtet, und die Sache deswegen als etwas Ephemeres angesehen. Auch Talleyrand wußte sich unter dem Kaiser Napoleon noch bisweilen in seiner Sprache zu mäßigen, und ein gleiches thaten auch die französischen Abgeordneten an den Europäischen Höfen zu Anfange des französischen Kaiserthums. Nach und nach verschafften die Kriege von 1805, 1806, und 1809 dem Kaiser von Frankreich ein beträchtliches Uebergewicht in Deutschland, und jetzt arteten die diplomatischen Verhandlungen von Seiten der französischen Regierung in kategorische Anordnungen aus. Wie sich der Kaiser in Paris gegen die Gesandten der civilisirten Nationen Europa's benahm, in demselben Tone sprachen die französischen Abgeordneten an den Europäischen Höfen. Man sahe hier nicht mehr die ehemaligen geglätteten feinen Franzosen, welche durch ein blantes Betragen, durch Ueberredungskunst und durch ähnliche Mittel das durchzusetzen suchten, was sie wünschten, sondern man hatte es mit Männern zu thun, welche immer eine gebieterische Sprache wählten, wenn es ihren oder ihres Kaisers Absichten galt. Die sonst feine Nation artete hier ganz aus. Kaiser, Könige und Fürsten

wurden durch ein solches, ihren Thronen fremdes Benehmen, persönlich beleidigt und gegen das französische System abgeneigt gemacht.

Während Napoleon und seine Minister die Fürsten Europa's auf eine solche Weise behandelten, und er sie sich dadurch, so wie durch viele andere Ungerechtigkeiten, zu Feinden machte, verfuhren seine Generale und Soldaten nicht besser gegen die Einwohner des gesammten Deutschlands. Die unzähligen Mißhandlungen, Plakkereien und Plünderungen, welche die Franzosen über die Deutschen ergehen ließen, sind eben so bekannt, als die Feder zu ihrer Beschreibung unzureichend ist. Unter diesen Umständen näherte sich das Jahr 1812, und mit ihm der fürchterliche Heereszug nach Rußland. Dem Kaiser Napoleon konnte die Stimmung Deutschlands nicht unbekannt seyn. In allen Provinzen Deutschlands lag der Zunder zum Feuerfangen bereit. Dessenungeachtet entblößte der damals noch große Mann Frankreich und Deutschland so ziemlich von Soldaten. Selbst die Festungen am Rheine, an der Elbe, Oder und Weichsel wurden ziemlich vom Militär entblößt, um die nach Rußland

marschirende Macht zu verstärken. Die französischen Armeen überschritten den Niemen, und weil sich die Russen zurückzogen, konnte Napoleon ohne große Hindernisse seinem Hange, vorwärts zu marschiren, folgen. Daher waren in kurzem die Beresina und der Dnieper überschritten, und Napoleon befand sich nun auf dem geraden Wege nach Moskau. Einige Zeit nachher rückte er selbst in diese Stadt ein, der Donner seines Geschützes wurde schon, wie seine Bülletins ganz großsprecherisch verkündigten, in Asien gehört, und hinter ihm lag zwischen Moskau und Paris fast ein ganzer Welttheil, welcher viele Millionen seiner Feinde zählte. Würden diese alle ruhig geblieben seyn, wenn seine Entfernung länger dauerte? Wäre Moskau nicht abgebrannt worden, und Napoleon hätte in dieser Stadt, ohne den Frieden schleunig bewirken zu können, Winterquartiere halten müssen, sicher wären in Deutschland und Frankreich Unruhen ausgebrochen, welche seinem Siegeslaufe und seiner Eroberungssucht Gränzen gesetzt hätten. Das Schicksal wollte es aber anders, die Deutschen sollten in diesem Feldzuge nicht direkt für die Befreiung Rußlands mitwirken, die französischen Armeen

wurden ohne ihr Zuthun vernichtet. Erst bei seiner Flucht nach Paris schien Napoleon den gemachten Fehler, sich ohne die nöthige Vorsicht und ohne die nöthigen Veranstaltungen in seinem Rücken, zu weit vorgewagt zu haben, zu fühlen. Er gab sich in Deutschland nur dem Könige von Sachsen und einigen diplomatischen Personen zu erkennen, und gerieth in Verlegenheit, wenn er zufällig von diesem oder jenem Deutschen erkannt wurde. Hier in Leipzig wurden die Lichter ausgelöscht, als er sein Zimmer verließ, um wieder in den Wagen zu steigen. Ohne Zweifel fürchtete er von jedem Deutschen ermordet zu werden. Und kann jemand dafür bürgen, daß nicht auch ein Brutus unter ihnen war, wenn man ihn durchaus erkannt hätte? Der Biederkeit der deutschen Nation haben übrigens die aus Rußland zurückkehrenden Trümmer der französischen Armee es allein zu danken, daß sie zurückgekommen sind. Der jammervolle Zustand, in welchem diese Menschen einherzogen, hat erstere zu sehr angesprochen, und hat den Deutschen gleichsam die Hände gebunden, so sehr als man auch, und dieß zwar mit Recht, gegen dieselben aufgebracht war.

Der zweite Fehler, welchen Napoleon bei dem Zuge nach Moskau beging, war, daß er seine

beiden Flanken nicht gehörig deckte, so wie nach dem ersten seinen Rücken nicht sattsam genug sicherte. Zwar ließ er auf seinem linken Flügel die Marschälle Oudinot und Macdonald an der Düna und auf dem rechten den Oesterreichischen Oberfeldherrn, Fürsten von Schwarzenberg, nebst den Sachsen unter Regnier; allein diese Armeen waren den gegen über stehenden feindlichen Armeen an Stärke nicht gewachsen, da letztere aus Finnland und aus der Türkei beträchtliche Verstärkungen an sich gezogen hatten. Der Kaiser selbst marschirte mit dem Centrum keilförmig rasch auf Moskau los, und trennte sich bald ganz von diesen Flügelarmeen, und gab dadurch alle Verbindung mit denselben auf. Während diese beiden Flügelarmeen sich am Bug und an der Düna nur schwer und langsam bewegen, aber niemals anhaltend Terrain gewinnen konnten, eilte ihr Centrum schnell voraus, und entfernte sich, indem es die Brandstätte von Moskau besetzte, an 50 bis 60 deutsche Meilen von seinen Flügeln. Eine jede von ihnen wurde daher ganz isolirt, so wie auch das Centrum als ein isolirter Heerhaufen erscheinen mußte, und so war denn eine jede von diesen drei Armeen in dem weitschichtigen Reiche eine zu große Kleinigkeit, um dem eigentlichen

Kriegssysteme der Russen widerstehen zu können. Sie wurden von allen Seiten abgeschnitten, umgangen und bald zu den großen Katastrophen vorbereitet, welche später über sie hereinbrachen.

Der dritte Fehler des großen Feldherrn in diesem Feldzuge bestand darin, daß er theils die Lebensmittel nicht nach der Anzahl seiner Soldaten und Pferde berechnete, theils nicht an den Orten niederlegte, wo er sie nöthig zu haben glauben mußte. Freilich war dieß dem französischen Kaiser in diesem Feldzuge eine neue Sorge: denn in den frühern Kriegen hatte er sich um dergleichen Kleinigkeiten gar nicht bekümmert, jeder Soldat sorgte hier für sich und sein Pferd selbst. Daher konnte wohl auch in keinem Feldzuge ein mangelhafteres Magazinensystem beobachtet werden, als in dem vom Jahre 1812. Der Kaiser marschirt mit seiner Armee — die Russen voraus — rasch auf Moskau los, und seine Magazine läßt er in Minks, Smolenks und Wilna zusammenbringen, also an 50 bis 80 Meilen von Moskau entfernt! Welches Verfahren! Ferner, man überträgt die Bewachung des großen Magazins in Minks lange Zeit einem Regimente eben angeworbener Rekruten aus dem russischen Polen!!!

Man kann bei dieser so fehlerhaften Einrichtung des Magazinenwesens nicht anders, als auf Mangel an einem festen Plane schließen. Man wollte vermuthlich anfänglich nur bis Smolenks vordringen, und hier auf einige Zeit Halt machen. Später erst, als die Russen sich immer weiter zurückzogen, scheint bei Napoleon der Vorsatz eingetreten zu seyn, Moskau schnell wegzunehmen. Wenn man sich aber zu dieser Expedition entschloß, warum ließ man die Magazine nicht nachfahren? Die französische Armee hatte ja eine ungeheure Anzahl von Wagen bei sich, welche zum Transport von Mehl oder Getreide bestimmt zu seyn schienen? Oder hatte man die Bespannung für diese Wagen schon verloren? Man mag hier Entschuldigungen aufsuchen, wie man will, so erscheint der Kaiser Napoleon hierbei als ein sehr leichtsinniger Feldherr, welchen das Leben und die Gesundheit seiner Soldaten wenig interessirt, und welcher im Stande ist, seiner Lust zum Hazardiren alles aufzuopfern. Wehe aber einer solchen Armee, welche so geführt wird!!!

Viertens fehlte Napoleon in der Schlacht von Borodino dadurch, daß er zu hartnäckig verfuhr, öfters, und vorzüglich mit Cavallerie, zu hitzig attakirte, und dadurch zu viel Menschen und

Pferde aufopferte. Wenn ihm dieß direkt jetzt auch noch wenig schadete, da er immer noch die Ueberzahl an Mannschaften besaß, so demaskirte er sich doch dadurch gänzlich gegen den neuen Feldherrn, der eben gegen ihn aufgetreten war, gegen den verewigten, aber gewiß unsterblichen Kutusow. Nach dieser Schlacht war es vorauszusehen, und mit Bestimmtheit vorauszusagen, daß der hitzige Napoleon in die Falle gehen werde. Ohne Zweifel gab diese Bataille die ferneren Pläne des weisen und besonnenen Heerführers der Russen her. Wie richtig aber diese Pläne berechnet waren, bewies die Folge. Der ungeheure Verlust, welchen Napoleons Heer in dieser Schlacht rücksichtlich der Pferde und der Cavallerie erlitt, wirkte aber auch gleich von dieser Zeit an direkt nachtheilig auf ihn: denn mit jedem Schritte, welchen er vorwärts that, hatte er die Cavallerie und überhaupt die Pferde nicht allein nothwendiger, sondern auch in größern Massen nothwendig; daher wohl auch die Niederlagen der Franzosen in Rußland mit dem Tage beginnen, wo Benningsen die beste französische Reiterei bei Moskau ruinirte.

Den fünften Fehlgriff beging der Kaiser von Frankreich dadurch, daß er auf die Hauptstadt

Rußlands, auf Moskau, zu viel Gewicht legte, und nicht bedachte, daß in einem so unermeßlichen Reiche, wie Rußland, eine einzige Stadt kein so großes Gewicht haben könne, als in einem kleinern. Er bedachte nicht, daß die Russen selbst diese Stadt verbrannt hatten, und daß dieselbe in der Asche für sie kein Interesse weiter haben könne. Warum glaubte er also hier den Frieden diktiren und dessen Ratifikation erwarten zu dürfen? Warum verließ er die Trümmer von dieser herrlichen Stadt nicht bald wieder, und nur erst dann, als ihn der Hunger von da vertrieb? Nahm er denn hier gar keine Rücksicht darauf, daß seine unvollständigen Magazine 50 und mehrere Meilen von ihm entfernt waren, daß er also von Moskau bis dahin allerwenigstens 10 Tagemärsche zu machen hatte, um nur einige Nahrungsmittel zu finden. Ueberdieß sollte ihm nicht allein das Abbrennen dieser Stadt, sondern auch die Aufstellung Kutusows in seiner rechten Flanke zu andern Maßregeln bewegen, als er wirklich nahm. Alle diese Dinge schien Napoleon aber nicht zu achten, bis er, durch die Umstände gedrängt, auf sie Rücksicht nehmen mußte. Allein jetzt war es zu spät, Meister der Ereignisse zu werden. Er nahm zwar noch in dem Treffen bei Molojaroslawetz eine

große Miene an, mußte aber bald klein zugeben. Er wurde geworfen, und mußte seinen Rückzug auf einer einzigen, und zwar auf derselben Straße antreten, auf welcher er so unbedachtsam nach Moskau gezogen war, und auf welcher seine Krieger damals alles verwüstet hatten. Auf eine schreckliche Weise wurde diese unermeßliche Armee bei diesem Rückzuge bald eine Beute ihrer Feinde, des Hungers und der Kälte. Letzterer jedoch nur in sofern, als es den Soldaten an den nöthigen Nahrungsmitteln und an warmer Bekleidung gänzlich mangelte: denn am Tage marschirte die Armee, war also in beständiger Bewegung, und des Nachts bivouakirte sie bei ungeheuern Feuern, die in Rußland des vielen Holzes wegen gut unterhalten werden konnten. Warum sollte also der Soldat erfrieren? Sind denn die französischen Marschälle auch erfroren? Sind die Russen erfroren? Der Verfasser kennt einen Officier, welcher nebst seinem Reitknechte, ohne einen Finger erfroren zu haben, den ganzen Russischen Feldzug mitgemacht hat. Der Mann war aber genau mit dem französischen Verpflegungssysteme bekannt, er wußte, daß, wenn er selbst nichts zu essen besorgte, er vom Kaiser nichts erhalten würde und könnte, er sorgte in guten Zeiten für sich, versahe sich mit guter

Kleidung, und so auch seinen Reitknecht, und daher litt keiner den geringsten Schaden, während andere neben ihnen zu Tausenden für Hunger und Kälte erstarrten. Ueberdieß bedenke man, ehe man das Mährchen von dem Erfrieren so vieler Tausende glaubt, daß es etwas anders ist, als einzelner Mann bei großer Kälte im Walde oder im Felde zu liegen, und etwas anderes, wenn viele Tausende zusammen bivouakiren. Im letztern Falle wird der Dunstkreis schon durch die Ausdünstung der Menge in etwas erwärmt und dadurch dem Erfrieren vorgebeugt. Auch gibt es bei großen Massen von Menschen mancherlei Mittel und Wege, sich gegen die Kälte und das Erfrieren zu schützen. Aber — sind denn die Pferde auch bloß erfroren, oder verhungert? — Ihr armen Franzosen, welche Lügen müßt ihr euch aufhängen lassen!!! Hätte ein General von eurem Kaiser den Feldzug von 1812 so dirigirt und so glorreich geendet, wie er selbst, glaubt mir, er hätte ein Kriegsgericht über ihn niedersetzen lassen, und dieß mußte ihn nach seineu begangenen Fehlern absolut zum Tode verdammen. Was wird aber euerm Kaiser für diese Unthaten? — — Neue Aushebungen, neue Schlachtopfer sind ihm dafür in die Hände gegeben wor-

den, damit er in dem Feldzuge von 1813 auch Gelegenheit hätte, nach seiner Art Blut zu vergießen und Verderben über die Menschen zu bringen.

Sechstens handelte Napoleon in dem Kriege von 1812 ganz unrecht, daß er die alliirten Truppen, von den Generalen bis zu dem gemeinen Soldaten herab in Hinsicht der Nahrungsmittel und der Pflege weit mehr vernachlässigte, als seine Franzosen selbst. Sie hatten für ihn tapfer gefochten, waren von ihm öfters an die gefährlichsten Posten gestellt worden, und dessenungeachtet stritten sie mit den Franzosen in gleichen Maaße. Wenn dagegen Lebensmittel ausgetheil werden sollten, wenn Fouragirungen in bessere Gegenden angeordnet wurden, da wurden die Franzosen vorgezogen. Die Deutschen sollten allen Lebensgenüssen mit einem Male entsagen lernen. Dadurch wurde aber auch in allen deutschen Heeren die Treue für die Franzosen erstickt, und der Wunsch angefacht, sich so bald als möglich von der Sache des französischen Kaisers trennen zu können. Diese Genugthuung ist ihnen nun geworden, und jeder deutsche Soldat spricht mit Freude, mit Enthusiasmus davon. Er spricht aber von noch mehr, er spricht von Rache für die vielen ihm und

seinem Vaterlande zu Theil gewordenen französischen Unthaten. Auch dadurch bereitete Napoleon die Siege mit Macht vor, welche die Deutschen im Jahre 1814 in Frankreich erfechten werden *).

Den siebenten Fehler beging der Kaiser von Frankreich, daß, nachdem er nicht allein seine

*) Als die Reste der großen französischen Armee bei Wilna angekommen waren, wurde das Hauptquartier in diese Stadt verlegt. Dasselbe bestand nur aus dem Generalstabe der französischen Armeecorps und den Trümmern der französischen Garden. Alle andere Truppen, selbst ihre Generale, mußten in der grimmigsten Kälte vor der Stadt bivouakiren. Kein deutscher Soldat, selbst kein Officier, durfte hinein, um in irgend einem Winkel ein Lager oder Obdach zu suchen. Ein baierscher Officier, welcher die Hände bereits erfroren hatte, ging dessenungeachtet in die Stadt, um mit schwerem Gelde ein paar Pelzhandschuhe einzuhandeln. Er wurde sogleich arretirt und wie ein gemeiner Landstreicher aus der Stadt gebracht. Ein sächsischer Cavallerieofficier, der sich krank und verwundet in die Stadt geschleppt hatte, suchte in einem elenden Stalle, wo 60 französische Gardisten lagen, ein Nachtlager. Sein Bitten half eben so wenig, als daß er sich auf seinen Rang berief. Man gab ihm die Antwort, daß hier lauter französische Generale lägen, und stieß ihn ohne Barmherzigkeit hinaus.

herrliche Armee in Rußland, sondern auch die Meinung über seine Unfehlbarkeit und seine nicht zu besiegenden Waffen verloren hatte, nachdem er nicht mehr im Stande war, den so häufig gemißhandelten Deutschen zu imponiren, er keine gemäßigten Gesinnungen annahm und keine Lust zu einem dauerhaften Frieden zeigte. Hätte Napoleon mit Rußland Frieden geschlossen, ehe die russischen Truppen die Weichsel überschritten, er hätte gewiß ehrenvolle Bedingungen erhalten, und das sich entzündende Feuer der Deutschen wurde dadurch unterdrückt. Wie konnte Napoleon aber damals glauben, Deutschland noch imponiren zu wollen? Seine wahrlich gar nicht kaiserliche Flucht von Wilna nach Paris — die Majestät in einem Bauerschlitten — mit schwarzer Wäsche auf dem Leibe *) — war gar nicht geeignet, die deutschen Herzen mit Gedanken von seiner Größe und Stärke zu erfüllen. Noch viel weniger vermochten es die Trümmer seiner Armee: denn diese erschienen in einem Jammer- und Schaudererregenden, aber keineswegs in einem imponirenden

*) Das erste, was Napoleon bei seinem Minister in Dresden verlangte, war weiße Wäsche, ein warmes Bad und ein Bette. Welche Ursachen mögen wohl den Flüchtling zu diesen Wünschen veranlaßt haben?

Zustande; grösstentheils krank und mit mehreren erfrornen Gliedmaßen, im Gesichte durch Furcht, Hunger und Noth auf daß Scheuslichste entstellt, ohne Waffen und in der bizarresten Bekleidung, Füße und Kopf in Lumpen eingewickelt, die Quasimäntel oder Röcke, hinten und vorn halb verbrannt, schlichen die Opfer der kaiserlichen Eroberungssucht, die noch wenigen übriggebliebenen Soldaten dieser Armee, in der Stadt herum. Selten sahe man unter den gemeinen Soldaten ganz gesunde *), mehrere wurden dagegen unter den Officieren getroffen, welche letztere durch eine bessere Kleidung mehr gegen die Kälte geschützt worden waren. Wer sollte sich nun für solchen Soldaten fürchten? Gewiß Niemand unter den Deutschen. Ueberdieß sahe man auch recht deutlich aus der Art und Weise, wie diese Unglücklichen zurückkehrten, daß die französischen Verwaltungsbehörden die Köpfe verloren hatten. Warum ließ man Gesunde und Kranke in diesem erbärmlichen Zustande, von der Weichsel bis zum

*) Auf einer kleinen Stelle des Marktes in Leipzig waren bei diesem Rückzuge einsmals 19, sage neunzehn französische Infanterieregimenter aufmarschirt. Die Summe der ganzen Mannschaft belief sich, wenn ich nicht irre, auf wenig über hundert Soldaten.

Rheine, durch ganz Deutschland durch defiliren? Konnten nicht die Gesunden an der Weichsel, an der Oder oder an der Elbe reorganisirt, bekleidet und bewaffnet werden? — Trotz eines solchen Zustandes seiner Armee konnte sich Napoleon doch nicht mäßigen; er hoffte auf neue Schaaren, und durch diese auf neue Siege. Allein waren denn die neuen Rekruten auch gleich alte und an den Krieg gewöhnte Soldaten? Konnten sie schnell exercirt werden? Konnte schnell eine neue Cavallerie geschaffen werden? Alles dieses schienen dem Kaiser Napoleon Kleinigkeiten gewesen zu seyn; er wußte Rath zu schaffen, er wollte nicht den Frieden, er stürzte sich von neuem in den Krieg vom Jahre 1813, zu welchem wir nun übergehn.

Die Aushebungen der neuen Mannschaften wurden nun im Januar und Februar des Jahres 1813 mit außerordentlicher Schnelligkeit und Härte betrieben, die Cohorten zu dem eigentlichen Militär geschlagen, die Marinesoldaten zu Feldsoldaten umgeschaffen, und aus Spanien alles das von alten Truppen weggezogen und nach dem Rheine beordert, was man dort glaubte, entbehren zu können. Diese unter sich heterogenen Massen mußten nun zu einem gleichartigen Ganzen vereinigt werden; allein dieß geschahe mit einer

solchen Eile, daß das daraus geschaffene Heer an vielen wesentlichen Dingen den äußersten Mangel litt. So mangelten z. B. die Aerzte und Chirurgen bei der französischen Armee in der Lützener Schlacht fast gänzlich, und die theils in Lützen, theils auf dem Schlachtfelde befindlichen französischen Verwundeten wurden den 5ten Mai fast noch sämmtlich unverbunden getroffen, dagegen alle deutschen und russischen Krieger, selbst die schwer Blessirten, unmittelbar nach ihrer Verwundung von ihren Wundärzten verbunden worden waren. Diese in vieler Hinsicht mangelhafte Armee mußte nun aber auch elektrisirt und zu großen Thaten angefeuert werden. Hierzu bediente man sich des Generals von York und des preußischen Staates überhaupt. York fiel zuerst von dem französischen Unwesen ab, ihm folgte bald das ganze Königreich Preußen. Dieser Abfall, dieser Verrath an der französischen Sache sollte und mußte gerochen werden. Der edle König von Preußen sollte entthront und das Volk vernichtet werden. In Berlin und andern preußischen Städten sollte kein Stein auf dem andern bleiben. Wie oft habe ich den preußischen Thron von ganz gemeinen französischen Jägern oder Springern vergeben hören. Bald erhielt ihn die-

ser, bald ein anderer Marschall des französischen Kaisers. Welche Beute schleppten im Geiste schon die jungen französischen Bursche aus Berlin nach Hause. — Auf diese Weise wußte der französische Kaiser seine neuen Schaaren zu demoralisiren, auf diese unverantwortliche und abscheuliche Art vergiftet die Regierung einer civilisirten Nation die jungen Gemüther ihrer Unterthanen! Wehe dem Staate, Wehe der Regierung, die solcher Reizmittel bedarf. In diesem Verfahren liegt gewiß einer der größten Fehler, welche der französische Kaiser während dieses Feldzuges beging. Denn die französischen Truppen dachten bei ihrem Vorrücken nur immer an Preußen, Berlin, und an das, was dort geschehen sollte. Sie stutzten, als sie die Preußen und Russen bei Großgörschen, also schon in Sachsen, aufmarschirt fanden, und stutzten noch mehr, als sie sahen und fühlten, daß sich die Preußen als wahre Helden schlugen. Da sich jedoch letztere in Folge ihrer Plane nach Dresden und Bautzen zurückzogen, so wurde man französischer Seits wieder ganz von der Einnahme Preußens vergewissert, und es wurde daher nun wieder viel von diesem Lande gesprochen und häufig nach Berlin gefragt. Kurz vor dem Waffenstillestande wies indeß der brave Bülow bei

Luckau in der Niederlausitz den ersten Angriff auf Berlin ab. Nach dem Waffenstillestande glaubten sich die Franzosen schon im Besitze dieser Stadt, sie wurden aber bei Großbeeren — geschlagen. Jetzt fingen die Soldaten an, kopfschen zu werden. Allein bei Napoleon hatte es Oudinot nicht recht angefangen, und Ney wurde kommandirt, ihm und seinen Soldaten zu dieser Stadt zu verhelfen. Ney kam bei der Armee vor Wittenberg an, und wurde in die Flucht gejagt. So viel man früher über Berlin und dessen Eroberung gehört hatte, so viel hörte man jetzt unter den gemeinen Soldaten von der Unmöglichkeit, dasselbe einzunehmen. Man sprach öffentlich viel von der Verzweiflung, mit welcher die Preußen gefochten hatten, und von dem Schrecklichen der Bataillen bei Großbeeren und Dennewitz. Man sahe letzteres sogar, denn die Flüchtigen aus letzterer Schlacht konnten nicht einmal durch die Elbe aufgehalten werden, sie drangen bis nach Leipzig. Nun wurde von französischer Seite auch viel von dem Kaiser gesprochen, öfters hieß es: er verspricht viel und hält wenig, er hat uns ohne großen Widerstand nach Preußen führen wollen u. s. w., und jetzt!? — Nun erschien die Regierung in den Augen der Soldaten und der Unterthanen

demoralisirt. — Da indeß der Soldat in Preußen nicht plündern konnte, so that er es so viel als möglich in Sachsen und in andern befreundeten Ländern, und übte da die Greuelthaten aus, auf welche er für Preußen vorbereitet war. Dieser Umstand trug nicht wenig dazu bei, daß im October die Franzosen bei Leipzig zum Theil verhungert sind. Wie hat sich Napoleon in dieser Hinsicht mit eigenen Ruthen gepeitscht!!!

Den zweiten Fehler in diesem Feldzuge beging der Kaiser von Frankreich nach unserer Ansicht dadurch, daß er das Oesterreichische Haus zu diktatorisch behandelte. Es lag ihm ungemein viel daran, das sahe man aus mancherlei Umständen, mit dieser Macht in gutem Einverständnisse zu verbleiben; allein was wählte er für Mittel, um die Freundschaft Oesterreichs zu erhalten? Vorwürfe, Drohungen und Befehle; man lese die während dieser Zeit zwischen beiden Höfen gewechselten Noten, um sich in der Sache gehörig zu unterrichten. Es ist das Benehmen des französischen Gouvernements gegen dieses Reich aber um so auffallender, da man nicht sowohl um die fortgehende Allianz mit demselben, als vielmehr um die Kriegsmacht, welche dasselbe im neuen Feldzuge für die französische Eroberungssucht

aufwenden würde, in Zweifel zu seyn schien. Man wollte also von französischer Seite die befreundete, die alliirte Regierung durch Vorwürfe, durch Drohungen und Befehle dahin bringen, daß sie nicht allein bei ihrer Allianz verbleiben, sondern auch noch dazu eine größere, als die versprochene Armeeabtheilung, stellten sollte. Konnte man dadurch etwas anderes, als Abstoßung bewirken? Wohl uns, daß der französische Terrorismus so auf Oesterreich wirkte, als es geschehen ist, wohl Oesterreich, wohl Deutschland, daß der hochherzige Kaiser dieses Reichs in dieser Weltangelegenheit die Stimme seines Volkes vernahm, daß er die Stimme des Vaters der Stimme und dem Rufen des Vaterlandes nicht vorzog, und sich so der allgemeinen Angelegenheit, ich darf nicht sagen Deutschlands, sondern Europa's, ja sogar der ganzen Welt anschloß. Ohne Zweifel trug das stolze Benehmen Frankreichs bei dem Friedensgeschäfte in Prag viel zu dieser glücklichen Entschließung Oesterreichs mit bei.

Den dritten und Hauptfehler in diesem Feldzuge lieferte der französische Oberfeldherr in der Aufstellung seiner Armeen von Dresden bis Schlesien nach dem Waffenstillstande. Schon vor dem Waffenstillstande wurde die Stellung der franzö-

sischen Heere dadurch mißlich, daß ihre Spitze bis Breslau vordrang, während das Gros derselben sich in einem Zwickel, nördlich und südlich von den preußischen und russischen Armeen umgeben, gleichsam in einem Sacke befand. Nach dem Waffenstillstande und nach der Erklärung Oesterreichs, daß es der Allianz zwischen Rußland und Preußen beigetreten sey, glaubte jeder Einsichtsvolle, Napoleon werde sich aus dem gefährlichen Sacke zurückziehen, um sich bei Erfurt oder noch weiter rückwärts zu stellen, theils um Baiern und den übrigen Rheinbundsfürsten zu imponiren, theils um seine rechte Flanke zu sichern. Was jeder verständige Laie für gut, für zweckmäßig hielt, versäumte der sonst große Feldherr. Seine Absicht ging bei Eröffnung der Feindseligkeiten bloß dahin, den Sack, worin er sich befand, zu sprengen; er operirte rechts und links und an der Spitze vorwärts, konnte aber nirgends durchdringen. Der große Plan der Alliirten, das noch ofne Loch des Sackes bei Dresden zu schließen, mißlang unter mancherlei Umständen; Napoleon athmete einige Augenblicke freier, bis Vendamme und sein Heer gefangen war. Jetzt glaubte man nun gewiß, der französische Kaiser werde durch die Ereignisse klüger geworden seyn, und werde

eilen, die gefährliche Stellung mit seinen Armeen zu verlassen. Umsonst, sein gränzenloser Eigensinn und seine Halsstarrigkeit erforderten mehrere Opfer, um zum Rückzuge bestimmt zu werden. Ney mußte bei Dennewitz erst in die Flucht geschlagen werden, die schlesische und die böhmische Armee mußten ganz nahe an Dresden heranrücken, und in und bei Dresden mußte unter seinen Soldaten die größte Hungersnoth eintreten, bevor er sich zum Rückzuge entschließen konnte. Dieser konnte nun aber nicht mehr ungehindert bewerkstelligt werden, von allen Seiten drängten sich die österreichischen, russischen, preußischen und schwedischen Heere an die Franzosen heran, begleiteten sie in ihren Flanken, während mehrere fliegende Corps der verbündeten Mächte bei Zeitz, Naumburg und Leipzig schon längere Zeit im Rücken der Franzosen glücklich gewirkt hatten. Durch die Verspätung Napoleons bei Dresden und die eben so kühnen, als überaus weise combinirten Märsche und Aufstellungen der alliirten Armeen wurden die denkwürdigen Schlachten bei Leipzig eingeleitet. Sie wurden dadurch für den französischen Kaiser um so unvermeidlicher, je länger er sich auf seinem Marsche von Dresden nach Leipzig in Wurzen aufhielt, und je mehr Zeit

er einer Seitenbewegung nach Delitzsch und Düben opferte. Hätte Napoleon sich in Wurzen nicht vier Tage aufgehalten, und den eben genannten Marsch schnell ausgeführt, so stand es bei ihm, ob er sich bei Leipzig schlagen wollte, oder nicht; denn er kam an letzterm Orte an, ehe man ihn förmlich so einschließen konnte, wie es später geschahe. Zwar sagen Einige, Napoleon habe anfänglich von Dresden nicht nach Leipzig, sondern nach Magdeburg marschiren wollen, und deswegen habe er die Bewegung nach Delitzsch und Düben unternommen; diesem widersprechen aber mehrere Data, z. B. die Aufstellung des Königs von Neapel 2 Stunden südlich von Leipzig, und die Ankunft der kaiserlichen Equipagen in letzterer Stadt vor dem Flankenmarsche nach Düben. Ohne Zweifel wollte Napoleon durch diesen Flankenmarsch die Nordarme über die Elbe zurück manövriren, um desto leichter dann mit der böhmischen Armee fertig werden zu können.

Die Schlachten von Leipzig liefern uns den vierten Fehler dieses Feldzuges überhaupt und mehrere Sünden des französischen Kaisers insbesondere. Sie sind schon auf mannigfaltige Weise beschrieben und beurtheilt worden. Mehrere wollen die Stellung der Franzosen nicht fehlerhaft

finden, Andere sagen dagegen, es sey schon an und für sich nachtheilig, eine Schlacht in einem Kreise als der innere Theil zu liefern, weil die Kugeln nach innen hin, nach dem Centrum des Kreises hingeworfen, besser treffen müßten, als die, welche nach außen hin geschossen werden. Meine Meinung darüber ist folgende: die Stellung der französischen Armeen war nur in sofern falsch, als sie es durch das Terrain gemacht werden mußte. Leipzig liegt in einer Vertiefung, welche nördlich bis Gohlis und Eutritzsch, östlich bis an die Kohlgärten, südlich bis Konnewitz und westlich bis Lindenau reicht, und von welcher aus der Boden nach allen Richtungen hin (die Flußbetten der Pleiße, Elster und Parthe ausgenommen) allmählich in die Höhe steigt. Die beträchtlichsten Höhen um die Stadt herum sind aber theils 1 und auch 2 Stunden von der Vertiefung entfernt. Auf diesen gelinden Anhöhen findet nun eine das Centrum vertheidigende Armee die beste Aufstellung; ist sie nicht im Stande, diese Anhöhen gehörig zu besetzen, oder sind ihr dieselben schon genommen, so ist es für sie mit der Vertheidigung des Centrums, der Stadt, eine üble Sache. Auf der süd-östlichen Seite hatten die Franzosen die Anhöhen von Leipzig bei Holzhausen, Stöt-

teritz, Probsthayda, Wolkwitz, Wachau und Dösen am 16ten October stark besetzt, daher hier längere Zeit mit abwechselndem Glücke gefochten wurde. Dagegen waren die Anhöhen bei Lindenthal, Breitenfeld und Wetteritzsch aus Mangel an Truppen an demselben Tage weniger besetzt, daher Blücher sich ihrer bald bemeisterte, und die Franzosen nach dieser Eroberung rasch bis an die Stadt heran warf. Der große Kreis konnte von den Franzosen hier nicht gleichmäßig stark besetzt werden, und in sofern war es falsch von ihnen, daß sie ihn zur Aufstellung wählten. Dieß war der erste Fehler, den Napoleon unsers Erachtens bei dieser Schlacht beging. Wenn Marmont an diesem Tage dazu bestimmt war, die Stadt von der nördlichen Seite, von der Pleiße bis zur Partha zu decken, und er nicht Truppen genug hatte, diese Vertheidigung auf den Höhen in der längern Linie von Wahren, Lindenthal, Breitenfeld, Wetteritzsch, Seehausen und Plösen zu bewerkstelligen, wozu aber freilich eine Armee von 150 bis 200,000 Mann erforderlich ist, so war es viel gerathener, er wählte die viel kürzere Linie zwischen diesen beiden Flüssen in der Nähe der Stadt von Gohlis bis Eutritzsch und von hier bis nach

Schönefeld reichend *). Die Reserven mußten in diesem Falle selbst in die Stadt verlegt, und von dem Löhrschen Garten aus mußte eine Brücke über die Parthe geschlagen werden, um die Communication zu erleichtern. Eine solche Brücke mußte auch bei Schönefeld über diesen Fluß angebracht werden, damit die nördlich von der Stadt operirende französische Armee leicht mit der auf der südlichen Hälfte beschäftigten in Communication treten konnte. Dergleichen Maßregeln würde man aber Vorsichtsmaßregeln nennen müssen, und eben weil sie dieses waren, wurden sie von Napoleon nicht befolgt, weil er auf solche Kleinigkeiten nicht zu achten gewohnt ist. Er hat viel Menschen zu verzehren (sein eigener Ausdruck), und ob da etliche Tausende mehr darauf gehen, oder nicht, das ist ihm einerlei. Ueber-

*) Die Gegend zwischen Gohlis und Eutritzsch scheint sehr geeignet zu seyn, um die Stadt von dieser Seite zu vertheidigen. Man kann den Graben, welcher von einem Dorfe zum andern führt, leicht breiter und tiefer machen und auf den diesseitigen Erhöhungen Verschanzungen anlegen. Auch zwischen Eutritzsch und Schönefeld müssen Verschanzungen gute Dienste leisten. Will man das Rosenthal mit in die Vertheidigungslinie ziehen, so kann man hier sehr dichte Verhaue anbringen.

haupt schien der französische Oberfeldherr in den Schlachten bei Leipzig keinen festen Plan angenommen zu haben, er ritt in dem Kreise, in welchem er eingeschlossen war, hin und her, schien auf Blößen seiner Feinde zu lauern, um darnach seine Maßregeln zu nehmen. Seine erste Idee mochte dahin gehen, bei Wolkwitz und Wachau zu schlagen; war diese ausgeführt, so sollte sich das Weitere darnach finden. Da aber diese Idee bald vereitelt wurde, so wußte er hernach nicht mehr, was er eigentlich thun sollte. Er wartete, er recognoscirte bald hier, bald da, fand aber nirgends, was er suchte. In einer solchen Lage war er noch nie gewesen; denn nie konnten ihm wohl seine Feinde ihre Pläne, ihre Stellungen, ihre Märsche besser verbergen, nie konnten sie seinen Operationen besser entgegen kommen, als in dieser Kreisschlacht, in welcher sie ihn immer, er sie aber nie übersehen konnte *).

Der zweite Fehler in diesen Schlachten resultirte ohne Zweifel aus der Planlosigkeit des Ober-

*) Auffallend muß es allerdings seyn, daß dem französischen Kaiser die Kreisschlachten nicht gelingen wollen: denn auch die Bataille bei Aspern, welche zwar nur in einem Halbkreise geschlagen wurde, ging für ihn verloren.

feldherrn. Nur zu Folge dieser konnte man so wenig, oder vielmehr gar nicht für den Rückzug und seine Möglichkeit sorgen, wenn man etwa geschlagen werden sollte. Allerdings mochte es auch am 16ten October schwer seyn, an einen Rückzug aus Leipzig zu denken, da die französischen Armeen von allen Seiten, und vorzüglich von der Lützener Straße her, beträchtlich gegen die Stadt, gegen das Centrum gedrückt wurden. Allein nachdem man am 17ten von französischer Seite eine große Menge Truppen und vorzüglich viel Artillerie nach Lindenau detaschirt hatte, um hier den Ausgang zu forciren; nachdem man nun also endlich zu diesem Plane gelangt war, daß nur hier allein noch die Straße nach Frankreich gewonnen werden könne und müsse, von der Zeit an hätte man besser für die Möglichkeit des Rückzugs sorgen sollen. Allein dieß geschahe durchaus nicht. Die Straße von der innern Stadt Leipzig bis nach dem Dorfe Lindenau führt durch ein beträchtliches Defilee über sechs zum Theil sehr schmale Brükken und durch die gleichfalls sehr enge Ranstädter Vorstadt. Auf mehrern dieser Brücken hat in der Breite nur ein einziger Wagen Raum, und kaum kann sich rechts und links ein Fußgänger daneben hinschleichen. Die Flüsse, Arme der Pleiße und

der Elster, über welche diese Brücken geschlagen sind, sind schmal und tief, die Ufer dagegen größtentheils steil. Auf dieser Straße mußte sich die ganze französische Armee mit ihrem Geschütze, Gepäcke u. dergl. zurückziehen, diese Armee, welche bis zu dieser Straße von drei Straßen her, vom Peters-, Grimmaischen und Hallischen Thore retiriren mußte. Wo daher diese drei Straßen in die einzige am Ranstädter Steinwege zusammenfallen, da mußte natürlicher Weise bald Stockung entstehen, weil diese einzige Straße und ihre Brükken nicht mehr als einen Wagen auf ein Mal aufnehmen konnten. Von hier aus fand man nun auch Kanonen und Wagen so unter einander gefahren, so ineinander gewirrt, daß es bei aller Ruhe schwer war, sie auseinander zu bringen. Durch diese Verwirrung, ein Werk der Furcht und der Eile, war am Ende auch der einzige Ausweg gleichsam verrammelt worden, und nun sahe man sich von Seiten der Fußgänger und Reiter genöthigt, Nebenwege und Fußsteige einzuschlagen, um an das äußerste Ranstädter Thor zu kommen. Der Kaiser selbst war Augenzeuge dieser Verwirrung, und auch er mußte einen Fußsteig über die Hahnreibrücke einschlagen. Kurz vorher hatten die Franzosen auf dem Mühlgraben etliche große

Kähne weggenommen, sie unter die steinerne Brük- ke am äußersten Ranstädter Thore gebracht, ein jedes davon mit einem Fasse Pulver versehen *), und bald, nachdem der Kaiser diese Brücke passirt und er die Stadt im Rücken hatte, wurden die Pulverfässer angezündet. Diese Thatsache streitet mit den Flatterminen im französischen Bülletin; wer kann aber dafür, daß sich die Franzosen in ihren Armeeberichten nicht so streng an die Wahr- heit binden. Die Minen deuten Vorsicht an, da- her wählt der französische Bericht sie lieber, als die mit Pulver gefüllten Fässer. Als der franzö- sische Kaiser recht ordentlich an den Rückzug den- ken mußte, war es nicht mehr Zeit, die Minen zu graben; man brauchte die Brücke nun für die Kanonen, Pulverwagen und Soldaten, und konnte daher auf ihr keine Minen mehr anlegen. Hätte der französische Kaiser 24 Stunden und 2 Mal 24

*) Hörts ihr Franzosen hier auf den Schlachtfeldern, in Leipzig und auf den nahe gelegenen Dörfern von vielen Tausenden, welche Mährchen man euch über die Schlachten bei Leipzig aufgetischt hat. Kommt her, nehmt den französischen Amtsbericht über diese ewig merkwürdigen Begebenheiten in die Hände, er- kundigt euch Satz für Satz nach der Beschaffenheit derselben, und ihr werdet staunen, daß euch fast jede Zeile dieses Berichtes belogen hat.

Stunden früher daran denken können, daß ihn die alliirten Truppen die Stadt nicht würden mit Muße räumen lassen, so würde es ihm auch eingefallen seyn, daß doch wohl etliche Nothbrücken von Nutzen seyn könnten. Er würde sich bemüht haben, für jede der drei oben genannten Straßen, auf welcher der Rückzug Statt haben mußte, einen besondern Weg durch das Defilee bis Lindenau aufzufinden. Für die zum Petersthore herein retirirenden Truppen würde die Fahrstraße durch Rudolphs Garten auf die hinter Triers und Reichels Garten gelegenen Wiesen den passendsten Weg abgegeben haben. Von diesen Wiesen richtete sich die dahin instratirte Colonne nach der heiligen Brücke, welche wieder hergestellt werden mußte, und von hier aus nahm man den Weg gerade zu nach dem Dorfe Plagwitz, bei welchem eine zweite Brücke nothwendig war. Hier hatte diese Colonne das weite Feld erreicht, und bei Schönau traf sie wieder auf die Lützener Chaussee. Die zum Grimmaischen Thore Hereinziehenden konnte man durch die innere Stadt zum innern Ranstädter Thore heraus über den Fleischerplatz und durch den Herrmannischen Garten, welchen später, nach Sprengung der Brücke, die größte Noth anwies, marschiren lassen. Hinter Herr-

manns Garten waren eine oder zwei Nothbrücken erforderlich. Diese Colonne marschirte von hier aus längere Zeit links neben der eigentlichen Chaussee; allein in der Nähe der äußersten Ziegelscheune näherte sie sich links der ersten Colonne, und ging bei Plagwitz auf einer zweiten Nothbrücke auf das freie Feld über. Die dritte Marschabtheilung ließ man endlich auf dem gewöhnlichen Wege nach Lindenau, und auf diese Weise störte keine Colonne die andere. Die französische Armee konnte auf diesen drei verschiedenen Wegen, nachdem sie am 18ten October so total geschlagen war, wenn sie denselben Abend um 8 Uhr zu marschiren anfing, das Defilee bis Morgens den 19ten desselben Monats um 5 oder 6 Uhr zurückgelegt haben. Die letzten Posten unterhielten gegen Morgen noch große Wachtfeuer, suchten den Feind durch dieses und andere ähnliche Mittel über den Abzug der Armee zu täuschen, und zogen sich endlich selbst ganz allmählich zurück. Die letztern brannten die Brücken ab, oder sprengten sie, je nachdem es die Maßregeln des Kriegs mit sich bringen mochten. Um nun dem Gepäcke ferner Zeit zum Entwischen zu verschaffen, konnte sich die französische Armee bei Lindenau aufstellen und hier das schnelle Vordringen ihrer Feinde hindern

Ueberdieß scheint es mir immer vortheilhafter, sich am Ende eines Defilees aufzustellen, um dasselbe zu vertheidigen. Wie viel Menschen wären bei einem solchen Verfahren erhalten worden? Allein der Sieg der Verbündeten war weniger eclatant, Napoleon erschien in den Augen der Deutschen, auch nach den großen Niederlagen vom 16ten und 18ten October, noch als denkender und vorsichtiger Feldherr, und dieß imponirte vielleicht manchem Deutschen, manchem Franzosen viel zu sehr, als daß sie an das baldige Ende seiner Despotie glauben durften. Dank sey es daher Napoleon, daß er sich bei diesem Rückzuge so ohne allen Kopf bewies, — daß er eine mathematische Aufgabe der leichtesten Art nicht zu lösen vermochte. Wer weiß wohl bei uns, ehe er die 6te Schulklasse betritt, noch nicht, daß man mit Drei nicht in Eins kann, sondern Eins, auch wohl Zwei borgen muß? Hätte Napoleon wohl so gedacht, als er im August hier in Leipzig den Rektor der hiesigen Universität sprach und auf die Studirenden schimpfte *), daß er hier gegen eine mathematische Schulaufgabe würde handeln können? Dank sey es den französischen Marschällen und andern Com-

*) An meine Zuhörer und die Studirenden überhaupt; vom Prof. Krug. Leipzig, bei Rein.

mandanten, daß sie zu rechter Zeit keinen Ausweg wußten, ungeachtet sie alle zwischen Leipzig und Lindenau befindlichen Seitenbrücken auszuspioniren verstanden, als in den ersten Tagen des Octobers diese Brücken alle abgerissen werden mußten, um den Cosacken etwaige Seitenwege in die Stadt zu benehmen. Dank endlich den Commandanten der französischen Truppen, daß bei der Erstürmung der Stadt mancherlei Unordnungen vorfielen — daß Pikets ganz vergessen und ohne alle Ordre gelassen wurden — daß mancher wichtige Posten unbesetzt blieb u. dergl. mehr, mit einem Worte, daß sich ihrer Furcht und Schrecken bemächtigten.

Es sey mir erlaubt, hier, wo von den ewig denkwürdigen Ereignissen bei Leipzig, von dem harten Schicksale der französischen Armee durch ihren verwegenen und unvorsichtigen Führer, die Rede ist, in der Geschichte auf einige Jahre zurückzuspringen, um die fast ähnliche Lage einer andern Armee mit der jetzigen zu vergleichen. Der General Mack mit der österreichischen Armee in Ulm im Jahre 1805 ist es, welcher mir eine Vergleichung mit Napoleons Lage vom 16ten bis 19ten October 1813 zu gestatten scheint.

Die französische Armee war den 24sten September 1805 zwischen Straßburg und Maynz versammelt, sie setzte vom 24sten bis 26sten desselben Monats über diesen Strom, und marschirte in acht Corps in der Richtung von Heydenheim und Weißenburg auf dem linken Ufer der Donau vorwärts. Sieben Corps davon setzten, nachdem der Oesterreichische General von Kienmayer aus Donauwerth, Ingolstadt, Neuburg und der dasigen Gegend vertrieben worden war, bei Neuburg und Donauwerth über den Fluß und nahmen ihre Aufstellung auf dem rechten Donauufer folgendermaßen. Den rechten Flügel bei Wertingen an die Donau anlehnend, lief das Centrum über Zumershausen, vorwärts Augsburg, nach Memmingen, woraus die Oesterreicher geworfen wurden. Der linke Flügel nahm die Linie von Biberach bis Elchingen ein. Das Neysche Corps war auf dem linken Donauufer verblieben, und lehnte seinen linken Flügel bei Dillingen an den Strom und an den rechten Flügel der sieben über denselben gegangenen Corps an. Während die französische Armee mit dieser Aufstellung beschäftigt war, sammelte der Oesterreichische General Mack seine Truppen bei Ulm und Elchingen, um hier in einer Festung und festen Stellung die rus=

sischen und österreichischen Verstärkungen abzuwarten. Nach und nach zog sich der französische Halbkreis immer enger zusammen, um Ulm völlig einzuschließen. Um dieß zu verhindern, detaschirte der Erzherzog Ferdinand ein Corps von 12,000 Oesterreichern nach Günzburg; allein diese Stadt wurde genommen, so wie auch bald nachher Elchingen, und nun stand den Franzosen nichts mehr im Wege, Ulm von allen Seiten einzuschließen; daher zog der Erzherzog Ferdinand gleich nach der Eroberung Elchingens durch die Franzosen aus Ulm aus, und nahm den Weg nach Böhmen über Nürnberg und Eger, als dem noch einzigen offenen Passe für ihn.

Wie war Napoleons Lage fast um dieselbe Zeit, fast an demselben Tage, den 16ten October 1813? Auf dem Rückzuge von Dresden nach Leipzig begriffen, wird er vom Marschall Blücher, welcher in seiner rechten Flanke marschirt, übereilt, und durch diesen sowohl, als durch den Kronprinzen von Schweden, welcher von dem rechten auf das linke Elbufer übergegangen war, in Verlegenheit gesetzt. Er will sich aus dieser Verlegenheit ziehen, nimmt eine große Miene an, stellt sich, als wolle er nach Berlin vordringen, schickt den General Regnier wirklich auf das rechte Elbufer, um

seinen Demonstrationen einen Anstrich von Wahrheit aufzudrücken. Sowohl der Kronprinz, als der Marschall Blücher lassen sich nicht täuschen; anstatt über die Elbe zurückzugehen, marschiren sie vielmehr dem französischen Kaiser in den Weg. Während dieß geschieht, bekommt auch die große böhmische Armee unter Anführung des Fürsten Schwarzenberg Vorsprung, sie rückt über Chemnitz und Altenburg gegen Leipzig vor, und stellt sich im Rücken und den rechten Flanken der französischen Armee auf. Das Corps des französischen Generals Lefebre Denouettes wird bei Altenburg und Zeitz von den Vorposten der großen böhmischen Armee zurückgeworfen, fand aber nebst dem Augereauschen Corps Mittel und Wege, noch nach Leipzig zu kommen, ohne Zweifel zu ihrem und zu Napoleons Unglück: denn nun konnten die österreichischen Generale Graf Meerveldt über Pegau und Zwenkau und Graf Giulay über Lützen, in ihren Rücken ungestört, gegen Leipig vorrücken, und den französischen Machthaber gänzlich von seiner Operationslinie abschneiden. Durch den russischen Obristen Menzdorf schloß sich der Marschall Blücher, welcher von Halle und Schkeuditz gegen Leipzig vormarschite, an Giulay an, und versperrte von dieser Seite den Franzosen den

Ausweg, so daß den 16ten October aus Leipzig nur noch die Straße nach Dresden und Eilenburg offen war. Napoleon war daher an diesem Tage noch mehr eingeschlossen, als Mack bei Ulm; denn letzterm stand noch die rechte Flanke, der Weg nach Nürnberg und Eger frei, allein dem französischen Kaiser war auch diese nicht gelassen worden. Doch auch die letzte Oeffnung sollte noch verstopft werden; denn am 17ten traf Benningsen von Dresden her ein, und schloß sich an den rechten Flügel der großen böhmischen Armee an, welche über Grimma und Altenburg her gegen Leipzig operirt hatte, und in die Lücke zwischen Benningsen und Blücher eilte der Kronprinz von Schweden, um den großen Kreis völlig zu schließen. Nie hatte wohl Napoleon an einen so kühnen Plan geglaubt; am allerwenigsten hatte er wohl vermuthet, daß ein solcher Plan gegen ihn werde executirt werden können. Waren die Anführer der verbündeten Armeen nicht eben so menschlich, als sie sich hier in ihren Combinationen weise zeigten, so endeten, so mußten die Tage bei Leipzig mit der Gefangennehmung der französischen Armee enden. Unsere Stadt wäre vielleicht hierbei in einen Aschenhaufen verwandelt und die Einwohner Opfer des Hungers geworden. Auch

die verbündeten Armeen hätten dadurch noch mehrere Menschen verloren; daher baute man den fast verhungerten und verzweifelten Franzosen eine goldene Brücke; Giulay verließ seine Stellung vor Lindenau den 18ten October allmählich, die Franzosen benutzten dieß und eilten auf der großen Straße von Lützen und Weißenfels den vaterländischen Gränzen zu, jedoch nicht ohne bei Freyburg an der Unstrut und bei Hanau neue Schläge zu erleiden.

Die Franzosen haben es im Jahre 1805 dem General Mack als einen großen Fehler angerechnet, daß er, während sie auf seiner rechten Flanke marschirten, seine Truppen bei Ulm nicht sammelte und sie entweder geradezu damit angriff, oder sich nach Augsburg und München zurückzog. Durch Macks Ruhe bei Ulm, während wir auf seiner rechten Flanke operirten, bei Donauwerth und Neuburg die Donau übersetzten, und uns in seinem Rücken und auf seinem linken Flügel aufstellten, sagen sie, wurde die ganze österreichische Armee geopfert. Sonderbar genug; denn auch in Hinsicht dieser Ruhe finden wir im Jahre 1813 den Kaiser der Franzosen dem General Mack ziemlich ähnlich. Was Mack in Ulm that, das befolgte Napoleon in Wurzen an der Mulde. Hier

blieb er vier volle Tage, während die große böhmische Armee sich vor seiner linken Flanke vorbeibewegte und Blücher seinen rechten Flügel übereilt. Nach dieser Ruhe von vier Tagen wollte er ohne Zweifel den Fehler wieder gut machen, marschirte deswegen rechts nach Düben und Wittenberg, um den Kronprinzen und Blüchern über die Elbe zurückzumanövriren. Nur auf eine solche Weise kann man es sich erklären, daß der französische Kaiser, der den 5ten October Dresden verlassen hatte, erst den 14ten in Leipzig ankommt.

Wenn wir aber auf die Aehnlichkeit beider Feldherren in der Aufstellung ihrer Armeen bei Ulm und Leipzig unter einander aufmerksam gemacht haben, so müssen wir auch noch die Punkte anführen, durch welche sie sich von einander unterscheiden:

Mack wartete bei Ulm auf beträchtliche Unterstützung, die Russen waren gegen Baiern im Anzuge; Napoleon konnte dagegen, nachdem sich Augereau mit ihm vereinigt hatte, keine Hülfe weiter erhalten.

Ulm ist eine Festung, Leipzig dagegen nicht.

Mack war nur auf seinem linken Flügel und im Rücken umstellt, seine rechte Flanke war frei, daher konnte auch der Erzherzog Ferdinand mit einer

beträchtlichen Armeeabtheilung nach Böhmen abgehen. Napoleon war dagegen bei Leipzig von allen Seiten eingeschlossen.

Mack kapitulirte und verlor dabei den Kopf, Napoleon verlor den Kopf bei dem Rückzuge durch und von Leipzig.

Mack wurde einem Kriegsgerichte übergeben: was wird mit dem französischen Kaiser geschehen? wird je ein anderer Richter, als die öffentliche Meinung, seine Thaten wägen?

Beim Schlusse dieser Parallele zwischen Mack und Napoleon können wir uns nicht enthalten, folgende merkwürdige und von einem Franzosen bei der Beurtheilung des Mack'schen Benehmens ausgesprochene Worte hier beizufügen *): „Die Eroberung von ganz Europa," sagt er, „würde etwas Leichtes für uns seyn, wenn unsere Feinde sich immer so schlecht benähmen, als sie es in diesem letzten Feldzuge (von 1805) thaten: allein weit entfernt, dieses zu hoffen, fürchten wir vielmehr, sie werden die fürchterlichen Lehren benutzen, welche wir allen Fürsten Europa's gegeben haben, und endlich die ernsteste Aufmerksam-

*) Kurze historische Darstellung des Feldzugs Napoleons I. in Deutschland im Jahre 1805. gr. 4. Leipzig, in der Baumgärtnerischen Buchhandlung. S. 48.

keit darauf richten, wie sie ihre Kriegskunst verbessern wollen. Wir wollen übrigens gar nicht stolz auf unser Glück seyn, sondern vielmehr über die ungeheuern Fehler nachdenken, wodurch unsere Feinde sich uns selbst in die Hände geliefert haben, damit wir nicht, sie vielleicht einmal selbst begehnd, gleichermaßen mit Schimpf und Schande bedeckt werden." —

Den fünften Fehler in diesem Feldzuge finden wir in der Zurücklassung des Marschalls Gouvion St. Cyr nebst einer Armeeabtheilung von 30,000 Mann in Dresden. Dieses Armeecorps war, da Dresden schon vor dem Abzuge Napoleons großen Mangel an Lebensmitteln litt, geradezu geopfert. Und weswegen wurde es dem Zufalle Preis gegeben, um etwa eine feindliche Armee jenseits der Elbe aufzuhalten? Der Kronprinz, Blücher und die große böhmische Armee hatten zum Theil schon die Elbe passirt, theils gingen sie nicht in der Nähe Dresdens über. Oder vertheidigte man Dresden wegen großer Magazine, wegen Munitionsvorräthen u. dergl.? Auch dieß nicht; denn es waren deren keine vorhanden. Bloß allein der Brücke wegen überließ man ein so ansehnliches Corps dem Zufalle, und diese war meines Erachtens mit 30,000 Mann zu theuer erkauft.

Dem Zufalle? Allerdings: denn wußte Napoleon gewiß, daß er Dresden wieder werde zu Hülfe kommen können? Konnte man mit Bestimmtheit angeben, daß in der ausgehungerten Gegend Nahrungsmittel aufzutreiben seyn würden? Wußte St. Cyr gewiß, daß er sich würde durch seine Feinde durchschlagen können? Wie hier, so an vielen andern Orten überläßt der Kaiser von Frankreich dem Zufalle vieles, und wenn es selbst auf das Leben vieler Tausende ankommt. Selten dirigirt er seine Angelegenheiten so, daß er Meister seines Schicksals bleiben muß, daß dem Zufalle nichts anheim gestellt wird. — Er wird von seinem Geschicke fortgerissen.

Sechstens war es unrichtig, daß der französische Oberfeldherr, wie wir auch schon angedeutet haben, die letzte Reserve, das kleine Augereau'sche Corps, in die Enge nach Leipzig hereinzog. Allerdings mochte er bei dem schlechten Zustande seiner Cavallerie auf die bessern Pferde rechnen, welche dieser Marschall mit sich brachte; allein konnte ihm diese bessere Cavallerie bei Naumburg und Kösen nicht mehr Dienste leisten, als hier? Wäre Augereau bei Naumburg und Kösen stehen geblieben, so konnte Giulay weniger sicher auf Lindenau wirken. Ferner ersparrte sich

Napoleon durch diese Position den Umweg, welchen er über Freyburg nehmen mußte, um dem Defilee von Naumburg und Kösen auszuweichen. Er konnte in einem solchen Falle gerade von Weißenfels auf Naumburg marschiren, und hätte sich und seine Armee dadurch vor der Niederlage und vor den Greuelscenen an der Unstrut gesichert. Ueberhaupt konnte vielleicht die ganze Flucht der französischen Armee durch das Augereau'sche Corps beträchtlich verbessert werden; allein es geht in der politischen, wie in der moralischen Welt, ein Fehler resultirt aus dem andern, und es ist dieß um so mehr der Fall, je weniger der Fehlende sich bewußt wird, daß er gefehlt hat, und je leidenschaftlicher er in seinen Handlungen verfährt. Napoleon wird sich und uns nie zugestehen, daß er in den beiden letzten Feldzügen seine Feldherrnehre schrecklich beschmutzt habe; er ist nicht ruhig, nicht unparteiisch genug, um über sich selbst eine strenge Kritik zu halten. Schon zeigt er dieß in den Bereitungen zum neuen Feldzuge. Anstatt gemäßigte Grundsätze anzunehmen und den Frieden zu schließen, läßt er neue Aushebungen dekretiren, ohne dabei zu bedenken, daß eine Armee bloß extensiv stark, ohne intensiven Werth, nur wenig ausrichten könne. Er bedenkt dabei nicht,

daß er durch die Fortsetzung des Kriegs sein Volk gänzlich unglücklich macht, und daß aus diesem Unglücke auch das seinige nach und nach gewiß hervorgehen müsse. Er bedenkt vermuthlich nicht, daß er den Feldzug innerhalb den Gränzen Frankreichs beginnt und enden wird, daß er keine deutschen Städte und Dörfer mehr zu plündern hat, daß ihm keine Kasse eines deutschen Fürsten mehr offen steht, daß er nebst seinen Soldaten und nebst seinen Exkönigen allein von Frankreich leben muß. Erwägt man, daß Napoleon in Deutschland seine Soldaten nicht besolden konnte, wie soll es in Frankreich werden? Wird das arme Frankreich durch den jetzt beginnenden Feldzug nicht drei- und vierfach leiden müssen? Möge daraus resultiren, daß er selbst bald die Uebel des Kriegs zehnfach zu erdulden habe.

Siebentens fehlte der Beherrscher Frankreichs in dem Feldzuge von 1813 auch vorzüglich dadurch, daß er die Medizinalanstalten bei seiner Armee fast gar nicht berücksichtigte, und seine Soldaten fast ohne alle ärztliche Hülfe und Aufsicht ließ. Ohne diesen Fehler konnte seine Armee bei Leipzig um 40 bis 50,000 Mann stärker seyn. Zwar ist es eine längst bekannte Sache, daß Napoleon die verwundeten und kranken Soldaten als eine unnütze

Waare schlecht behandelt und gleichsam weggeworfen hat; allein sonst erschien dieß mehr als eine Unmenschlichkeit und als Barbarei, weil er Menschen genug zu schlachten hatte. Nachdem aber in Frankreich die junge Mannschaft durch zu zahlreiche Aushebungen geschmälert worden war, mußte dieses Verfahren in dem jetzigen Feldzuge als höchst unklug erscheinen. Schon nach der Schlacht bei Görschen sahe es um die französischen Verwundeten ziemlich mißlich aus, und nur durch die Nähe von Leipzig konnte ihr Schicksal erträglicher gemacht werden. Nachdem aber die französische Armee von der Elbe an bis nach Schlesien viele blutige Tage zu bestehen gehabt, und eine unermeßliche Menge Verwundeter erhalten hatte, wurde vorzüglich Dresden und Leipzig mit Lazarethen überfüllt. Die französischen Aerzte und Chirurgen thaten äußerst wenig, um diese Unglücklichen zu heilen. Als nun aber der Waffenstillestand aufgekündigt wurde, die Verwundeten sich aber mit jedem Tage vermehrten, und Napoleons Pläne, seine Feinde zu besiegen, vereitelt wurden, begann die eigentlich schreckliche Periode der verwundeten und kranken Franzosen. Zu Hunderten, zu Tausenden wurden sie aus den Spitälern zu Dresden, Torgau und Wittenberg fortgetrieben, unbekümmert, ob sie gehen konn-

ten, oder nicht. Viele blieben daher auf den Straßen liegen, und gaben hier unter freiem Himmel, ohne alle menschliche Hülfe, ihren Geist auf, viele schlichen, viele krochen so weit sie konnten. Zu Hunderten, zu Tausenden kamen diese Unglücklichen von dorther in Leipzig in einem erbärmlichen Zustande an. Nur die wenigsten von ihnen konnten gefahren werden, da es an Pferden und Wagen gebrach. Nur wenige konnten in Leipzig untergebracht werden, da hier die Anzahl solcher Unglücklichen ohnedieß schon alles Verhältniß und alle Kräfte überstieg. Oefters mußten die Thore der Stadt gesperrt werden, damit diese Leidenden nicht mit Gewalt eindrangen. Der Anblick war oft herzzerreißend. Wenn es möglich war, wurde ihnen ein Nachtlager auf Stroh verstattet. Die ihnen gereichten Nahrungsmittel konnten nicht immer die zweckmäßigsten seyn. Für erbetteltes Geld kauften gewöhnlich die heftigsten zahlreichen Ruhrkranken unter ihnen Milch und Obst, welches letztere im Monat August und September in hiesiger Gegend häufig unreif zum Verkauf ausgestellt wurde. Selbst die französische Industrie suchte hier bei diesen Unglücklichen Gewinn: denn man sahe hier Franzosen mit großen zinnernen Kannen auf dem Rücken an den Spitälern und unter diesen Kranken

herumlaufen, welche eine Mischung aus Süßholzdekokt und Cremortartari als Stärkungstrank an diese Leidenden verkauften. Jetzt sahe man daher hier den jungen französischen Soldaten zu Pflaumen oder Pflaumenkuchen Milch trinken, dort einen andern Birnen und Stärkungstrank (!!) verzehren. Niemand war, der hier Einhalt that, der die unerfahrnen Menschen belehrte. In den Spitälern ging es nicht viel besser. Bei dem Verbinden machten die wenigen Chirurgen lange Finger, um sich nicht zu besudeln, und die Aerzte besahen auf einmal 6 bis 8 Zungen zugleich nach einem gewissen Commando, ohne sich um die weitern Umstände zu bekümmern. Daher hat man auch so wenig von Erkrankung der französischen Aerzte und Wundärzte gehört, während die deutschen in so großer Anzahl an Ansteckung gestorben sind *). Hätte Napoleon seine Kranken in Sachsen besser verpflegen, durch bessere Aerzte und Wund-

*) In einem Spitale zu Leipzig, in welchem nach und nach, jedoch zu gleicher Zeit, vier sächsische und vier französische Chirurgen gearbeitet hatten, starben von den Deutschen drei, von den Franzosen dagegen nicht einer. Allein man hätte auch sehen sollen, wie die französischen Messieurs die Nasen zusammenzogen, die Gesichter wegwendeten, wenn im Juli und August größere Wunden verbunden werden sollten!

ärzte behandeln lassen *), er hätte sich bestimmt an 40- bis 50,000 seiner Soldaten erhalten können. Was leicht krank, was leicht blessirt war, wurde durch das Treiben von Dresden und Wittenberg bis Mainz zu schweren Krankheiten disponirt, und dadurch dem Tode überliefert. Diesem unmenschlichen Verfahren des französischen Kaisers verdanken wir aber auch vorzüglich das ansteckende Nervenfieber, was bis jetzt so viele Deutsche weggerafft hat, und was neuerlich auch in Mainz beträchtlich zu wüthen angefangen hat. Man sage von den ansteckenden Fiebern in Schwaben, Baiern und Oesterreich in den Jahren 1805 und 1809, was man will, so viele Menschen wurden dort nicht dadurch abgeschlachtet; allein das französische Medizinalwesen war dort noch besser; solche Scenen der Unmenschlichkeit, wie sie die französischen Rückzüge 1812 und 1813 darboten,

*) Wie wir schon oben erinnert haben: ein Fehler folgt aus dem andern. Napoleons Conscription bestimmt alle Jünglinge Frankreichs für das Militär. An Künste und Wissenschaften wird in Frankreich wenig gedacht, daher muß in kurzem Mangel an echt wissenschaftlichen Männern eintreten, wenn derselbe nicht schon eingetreten ist. Wie schlägt sich Napoleon mit seinen eigenen Ruthen!

wurden dort nicht wahrgenommen. Auch in den Spitälern gaben sich damals die französischen Aerzte mehr Mühe, die erkrankten Soldaten schnell zu heilen und die Seuche zu keiner solchen Bösartigkeit gelangen zu lassen. Wäre es uns vergönnt, die Mortalität der französischen Armeen von jenen Jahren mit den der beiden letztern in den Spitälern zu vergleichen, der Unterschied würde schrecklich in die Augen springen. Dieser Zug der französischen Kranken und Verwundeten von Dresden bis Mainz war aber nicht allein auf diese Weise nachtheilig, er entzog dem französischen Kaiser auch manchen gesunden Soldaten: denn da man keine Aufsicht zu fürchten hatte, wußte sich mancher gesunde Ausreißer unter die Kranken zu mischen. Erst spät entdeckte man dieß zu Leipzig und Erfurt, und behielt diese zurück, oder schickte sie wohl auch gleich wieder zur Armee; dessen ungeachtet waren sie ihren Regimentern auf lange Zeit entrissen. Was übrigens dem französischen Medizinalwesen bei der Armee die Krone aufsetzt, ist, daß kein Soldat in einem Spitale täglich über drei Pfennige an Medicamenten erhalten darf. O ihr unglücklichen Franzosen!!!

Endlich können wir achtens nicht anders, als

es höchst fehlerhaft nennen, daß der Kaiser von Frankreich die in seinem heterogenen Reiche zusammengebrachten Ehrengarden, lauter reiche und gebildete junge Leute, unter das aktive Militär aufnahm, ungeachtet er ihnen versprochen hatte, daß sie bloß in Frankreich den Dienst bei der Kaiserin und bei ihm versehen sollten. Die Unruhen in Paris durch Mallet, Lahorie und andere im Jahre 1812 hatten ihm ohne Zweifel diese Maßregel eingegeben, er fürchtete neue Auftritte ähnlicher Art, daher suchte er von den angesehenen Familien Geißeln in seine Hände zu bekommen. Der Mangel an Cavallerie wurde bei seinem Heere immer fühlbarer, und deswegen fand er es für gut, diese Geißeln anbei mit zu benutzen. Sie wurden gleich anderer Cavallerie gebraucht, ungeachtet sie für den Kriegsdienst nicht einmal geübt waren. Deswegen hatten aber auch die Kosacken die Hälfte von ihnen schon weggefangen, ehe die französische Armee die Niederlagen von Leipzig erfahren hatte; deswegen fing aber auch bei Leipzig ein schwedisches Cavallerieregiment mit einem Male an zu lachen, steckte die Säbel ein und machte sich bloß zum Niederreiten bereit, als ein Haufe solcher Ehrengarden (später Husaren der Garde) auf dasselbe attakirte. Diese jungen Männer sind nun

Zeugen des Bonapartischen Benehmens in diesem Feldzuge seit dem Waffenstillestande gewesen, sie haben Napoleons Glorie, und den Ruhm, womit sich seine Soldaten 1813 bedeckten, von Angesicht zu Angesicht gesehen, sie haben sich in Deutschland auf die gebührende Weise darüber geäußert, und sie werden es in Frankreich nicht weniger thun. Bessere Apologeten der französischen Schwächen und Schandthaten bei der gebildetern Klasse in Frankreich hätte Napoleon nicht wählen können. Er bedachte nicht, daß gebildete Männer für Eroberungskriege nicht geeignet sind, weil sie das Schändliche derselben einsehen und verabscheuen. Der gebildete Mann vertheidigt sein Vaterland, seinen eigenen Heerd mit Löwenmuth, aber er schmiedet andere Nationen nicht in Fesseln. Für Eroberungskriege können nur ungebildete Soldaten geeignet seyn, Soldaten, welche, wie ihr Herr, gern Beute machen. Daß die Geißeln dem Kaiser von Frankreich nur nicht auf eine andere Weise zu Geiseln werden!!!

Jedoch es sey dieß genug, um zu beweisen, daß Bonaparte in den Feldzügen von 1812 und 1813 keineswegs als kluger Feldherr gehandelt habe. Wollte man mehr ins Detail gehen, so

könnten diese Beweise noch um einen großen Theil vermehrt werden.

Deutschlands Stärke und Hülfsmittel bei Eröffnung des Feldzuges vom Jahre 1814.

Was vor wenigen Jahren noch ganz unmöglich schien, das hat die allgemeine Noth der Deutschen in kurzer Zeit bewerkstelligt; die biedere große Nation der Deutschen, welche so lange durch Eifersucht und Egoismus in viele kleine und größere Völkerschaften getrennt gehalten wurde, ist wieder Eine Nation, Ein Volk geworden. Der deutsche Bruder von der Weichsel, Oder und Elbe hat dem Deutschen an der Donau, an dem Inn, an der Saale, dem Weser, Main und Neckar und am Rheine die hülfreiche Hand geboten, letztere haben dieselbe zutrauungsvoll ergriffen, und so haben denn alle Deusche den großen Bund geschlossen, in welchem unser ehrwürdiges Deutschland, der Stolz unserer Väter, das Heiligste ist. Für dieses gesammte Erbtheil der Deutschen fechten Preußen, Oesterreicher, Baiern, Sachsen, Würtemberger, Hessen u. s. w., für dieses opfern

sie ihr Blut und Leben, nicht für Preußen, Oesterreich Baiern oder Sachsen allein. Das Besondere verhallt in diesem heiligen Bunde durch die Allgemeinheit, der Egoismus einzelner Staaten ist in dem Interesse Aller untergegangen. Nirgends hört man mehr von dem Einzelnen sprechen, nur das ist jetzt ein deutscher Patriot, der sein ganzes Deutschland liebt, der für das große und heilige Ganze sein Blut und Leben darzubringen bereitwillig ist.

So herzergreifend nun aber diese große Vereinigung aller Deutschen zu einem Zwecke ist, so mächtig sie an und für sich alle Kleinmüthigkeit und Furcht niederzuschlagen vermag, so ist sie es doch unter den jetzigen glücklichen Umständen nicht allein, welche uns die künftige Integrität unserer deutschen Gränzen garantirt. Auch der großmüthige, der hochherzige Alexander mit seinen tapfern und biedern Russen hat sich nicht damit begnügt, uns die Hoffnung der deutschen Freiheit gebracht zu haben. Er opfert alles, um diese Hoffnung im höchsten Grade zu realisiren. Ein anderes, um die Freiheit Germaniens schon hochverdientes Volk, die freiheitsliebenden tapfern schwedischen Männer fechten für uns, wie für ihr eigenes Vaterland, und eben so unterstützen

uns die loyalen Britten mit Gut und Blut, um den heiligen Kampf mit Glück fortsetzen und enden zu können. Endlich sehen wir unter den Heeren, welche um Deutschlands Freiheit den Kampf bestehen, die freien und tapfern Ungarn und die biedern und festen Böhmen. Durch diese glückliche Vereinigung der Völker des kultivirten Europa's: denn auch die Spanier und Portugiesen nehmen an dem großen Kampfe gegen den Beherrscher Frankreichs Antheil, wirkt jetzt, zu Anfange des Jahres 1814, eine Armee von 825,000 Mann für die Sache Germaniens: nämlich 130,000 Mann unter dem Kronprinzen von Schweden von Holland aus; 115,000 Mann unter Blücher in der Linie zwischen Cöln und Mannheim, die große Armee von 205,000 Steitern unter dem Fürsten von Schwarzenberg von der Schweiz aus, eine Armee von 60,000 Menschen geht durch das Piemontesische, und Bellegarde wirkt mit 70,000 Mann in Italien gegen den Vicekönig. Für die Einschließungen und Belagerungen der Festungen sind übrigens 125,000 Mann bestimmt, während Wellingtons vereinigte englisch, spanisch, portugiesische Armee von 120,000 Kämpfenden von den Pyrenäen her auf das Innere von Frankreich losgeht. Diese Anzahl

von Streitern scheint auf den ersten Blick übertrieben; allein wenn man erwägt, daß die Länder, welche diese Armeen ins Feld stellen, von mehr als 120 Millionen Menschen bewohnt werden, so kann man sie durchaus nicht als zu hoch angesetzt finden. Vielmehr wird es leicht begreiflich, daß diese Riesenmasse bald um die Hälfte und drüber vergrößert seyn wird, da in allen Ländern Europa's, welche französische Unthaten zu rächen haben, immer neue Reserven gebildet werden und da neue Völker der heiligen Sache sich anschließen. Wenn nun aber diese Streitmassen, wie sie die neuere Weltgeschichte nicht aufzuweisen hat, schon durch ihre Anzahl von Individuen die Freiheit Europens und des deutschen Bodens zu garantiren vermag, so sichert sie uns dieselbe noch mehr durch den Geist, durch welchen sie geschaffen wurden und durch welchen sie fortdauern. Wir alle, vorzüglich wir Deutsche, wurden durch den französischen Uebermuth gedrückt, ausgesaugt, geplündert, geschändet. Unsere jungen Männer, unser Eigenthum wurden weggeführt, um für fremde, abscheuliche Zwecke verwendet zu werden. Das Heiligste wurde angetastet, unsere Denk- und Preßfreiheit suchte man uns zu entreißen; der abscheuliche Plan näherte sich seiner Ausführung —

man wollte uns entnationalisiren *)! Die Bedrückungen wurden gefühlt und das Letztere verstanden; Hohe und Niedere, Gebildete und Ungebildete litten gemeinschaftlich, und wie in der gesammten Natur nach ewigen und unumstößlichen Naturgesetzen allem Feindlichen, allem Schädlichen entgegengestrebt wird, wie kein Wesen, es sey leblos oder mit Leben begabt, sich gutwillig aus der Reihe der Dinge vertilgen läßt, so dachten auch die unterjochten Völker Deutschlands an Gegensatz. Wie in einem organischen Wesen und in einem kultivirten Staate der Reitz, so auch die Reaction. Der Reitz war hier stark, daher auch die

*) Wie weit dieser Plan dem französischen Machthaber und seinen treuen Helfershelfern schon gelungen war, beweisen viele Deutsche, Gebildete und Ungebildete, Hohe und Niedere. Waren nicht Viele unter uns, welche die französischen Prahlereien und trügerischen Versprechungen für baare Münzen nahmen, und sich deswegen zu Proselyten der französischen Glückseligkeit in Deutschland brauchen ließen. Waren nicht Crome und Consorten auf mannigfaltige Weise bemüht, das französische System in Deutschland zu unterstützen? Giebt es nicht heute noch manchen deutschen Mann und manche deutsche Frau, welche immer noch nicht von der Francomanie geheilt werden können?!

Gegenwirkung sich stark zeigte. Wie durch einen Zauberschlag wurde die Gegenwirkung zuerst in den gesammten preußischen Landen sichtbar *), weil hier der französische Reitz mit am stärksten gewirkt hatte. Bald darauf folgten die übrigen deutschen Länder, als sie sahen, daß Deutschlands Rettung durch die Scenen in Rußland möglich geworden war, allein sie wurden ohne Zweifel von ihren Fürsten nicht verstanden, oder sie konnten der Umstände wegen noch nicht gehört werden. Hohe und Niedere, Gebildete und Ungebildete griffen nach dem natürlichen Mittel, welches übrig bleibt, wo kein Recht zu finden ist und doch Unthaten abzumachen sind, nach den Waffen. Die gegen Frankreich Bewaffneten bestehen daher aus Hohen und Niedern, aus Gebildeten und Ungebildeten der Nationen, und jeder von unsern Streitern ist ein Beleidigter, ein Entehrter, ein Gemißhandelter: aber auch die Seinigen sind gemißhandelt. Diese ihm und den Seinigen angethanen

*) Wer den herzerhebenden Geist will kennen lernen, welcher sich in dieser Zeit der preußischen Nation bemächtigte, der lese die merkwürdige Schrift: Das preußische Volk und Heer im Jahre 1813, von E. M. Arndt. Kein deutscher Patriot sollte diese Schrift ungelesen lassen.

Gräuel will, muß er rächen. Er geht daher nicht sowohl, weil er kommandirt wird, sondern freiwillig, wie der beleidigte Zweikämpfer, zur Schlacht. Er ist nicht Soldat nach dem alten Begriffe des Wortes, nicht Söldner, den sein Feldherr mit gleichem Erfolge nach allen vier Himmelsgegenden hin kommandiren kann; sein einziger Zweck ist Frankreich; an diesem will er sich rächen, gegen dieses will er sich und die Seinigen in Zukunft sichern, und ist dieß geschehen, ist der Friede errungen, so wünscht er sich wieder nach Hause. Er weiß, daß ein das deutsche und allgemeine europäische Interesse schützender Friede aber nur in Frankreich erkämpft werden kann, deswegen eilt er mit freudigem Muthe den Gränzen Frankreichs entgegen, um hier eben so zu streiten, wie in den heimathlichen Fluren, weil er nur hier die Sicherheit seines Heerdes, seines Eigenthums erfechten kann. Solche Krieger heiligt aber ihr Zweck, sie tragen bürgerlichen Sinn in sich, Bürgertugenden zieren sie; nie gehen sie auf Raub und Plünderung aus, wie die gemeinen Soldaten; daher wissen sie aber auch durch ihr Betragen so einzunehmen, wie sie in der Schlacht durch Heldenmuth den Feind niederzuschmettern gewohnt

sind. Und solchen Helden, solchen Kriegern sollten die Franzosen zu widerstehen im Stande seyn? — Nimmermehr: denn nie wird der Geist der deutschen Freiheit und des Patriotismus ein solches Heer, wie es jetzt gegen Frankreich den Kampf beginnt, unterliegen lassen. Unsere Streiter tragen aber nicht allein die Tugenden in den Herzen, welche der gutgesinnte Bürger und der tapfere Soldat gern ausüben, sie sind nicht allein menschlich und schonend gegen den Unbewaffneten und tapfer gegen den bewaffneten Feind, sie sind zugleich auch Christen, welche einen Gott, ein höheres Wesen über sich erkennen, und welche sich von dieser höhern Macht als abhängig ansehen. Dieser Glaube an die Abhängigkeit von einer höhern Regierung ist den Streitern fürs Vaterland aber um so nothwendiger, je glücklicher, je siegreicher sie sind, weil er, als die Mutter der christlichen Demuth, Stolz und Uebermuth am besten niederzuschlagen vermag. Wer aber vom Stolze, vom Uebermuthe ergriffen wird, der dünkt sich als unfehlbar, und dieß ist schon der erste Schritt zum Straucheln. Der religiöse Sinn der Fürsten, welche die verbündeten Armeen begleiten, und der sämmtlichen Heerführer bürgt uns dafür, daß der Geist der christlichen

Demuth die verbündeten Armeen nie verlassen werde *).

*) Kann dafür ein redenderer Beweis geführt werden, als der feierliche Act, welcher in der Brünner Zeitung mitgetheilt wird: Als der Fürst Schwarzenberg durch die Niederlage und Flucht des Feindes die dreitägige Schlacht bei Leipzig am 19ten October 1813 entschieden sah, sprengte er im strengsten Galopp von dem Kampfplatze, um seinem Souverain die erste Nachricht von dem glorreichen Siege zu überbringen. Die drei Monarchen befanden sich kaum eine halbe Stunde von dem Kriegsplatze entfernt auf einer Anhöhe. Der Fürst eilte auf sie zu, salutirte mit dem Degen, und sprach zu dem Kaiser seinem Herrn: „Ewr. Majestät! die Schlacht ist geendet, der Feind auf allen Punkten geschlagen, — er flieht, der Sieg ist in unsern Händen." Ein Blick zum Himmel und eine Thräne im Auge war die Antwort. In demselben Augenblicke stiegen Seine Majestät vom Pferde, legten Hut und Degen auf die Erde, knieten nieder, und dankten Gott mit lauten Worten. Diesem frommen Beispiele folgten der Kaiser von Rußland und der König von Preußen kniend, und mit geneigten Häuptern sprachen sie: „Bruder! der Herr ist mit Dir." — Und plötzlich sank auch die sämmtliche Generalität auf die Knie. Es war ein herzergreifender Anblick, die drei gekrönten Häupter mit ihrem Generalstabe und ihren Garden unter Gottes freiem Himmel kniend — dem Herrn der Heer-

Noch müssen wir einen Blick auf die Einwohner Deutschlands, welche nicht in den Krieg ziehen, werfen, um unsere Kräfte gegen Frankreich gehörig kennen zu lernen. Allein wo fangen wir hier an? Wie herzerhebend sind die Aeußerungen des deutschen Volkes gegen seine Fürsten; überall freiwillige Anerbietungen von Gut und Blut gegen den allgemeinen Bedrücker; überall Aufopferungen ohne Zahl, überall eilt die Stimme des Volks den Anordnungen, den Befehlen der Fürsten voraus. Werden heute neue Stellungen von Mannschaften angeordnet, so sind sie vor mehrern Wochen schon gewünscht worden; mancher wundert sich, daß er noch nicht zum Kampfe

schaaren danken zu sehen. Eine feierliche Stille herrschte — auf einmal riefen hundert Stimmen wie aus einem Munde: „der Herr ist mit ihm." Thränen flossen über die Wangen der anwesenden Krieger, bei denen der Eindruck, mit dem dieser heilige Act auf sie wirkte, lebenslänglich unauslöschbar seyn wird. Bewundernswürdig war es, daß die zügelfreien Pferde während dieser imposanten Feierlichkeit, ohne einen Hufschlag zu thun, ruhig neben ihren Reitern standen. Einhellig erscholl bald nachher im ganzen Heere der alliirten Mächte in den verschiedenen Muttersprachen derselben das Losungswort: „der Herr ist mit uns!"

fürs Vaterland aufgerufen sey. Männer und Weiber, Greise und Kinder, alle beeilen sich, etwas für das Vaterland zu thun, ein jedes nach seiner Art. Das glühende Feuer fürs Vaterland, für Deutschland, durchrollt Aller Adern, alle arbeiten und stimmen für den Krieg, um durch ihn einen deutschen Frieden zu erkämpfen. Alle fühlen die Schande, welche von den verflossenen Jahren her noch auf uns lastet, und wollen sie durch Thaten abwaschen. Die Deutschen haben jetzt das Fieber, hat Bonaparte selbst unlängst erklärt, und er hat mit seiner neidischen gallsüchtigen Benennung nicht ganz unrecht. Die Deutschen waren lange krank; allein zum Fieber kam es erst im Jahre 1813, durch das Fieber sollte nun aber der deutsche Staatskörper entweder wieder zur Gesundheit gelangen, oder untergehen. Gottlob, die Natur hat sich geholfen. Das Unreine, das Schädliche, das Böse, die gesammte Krankheitsmaterie ist dadurch ausgeworfen worden. Das Fieber hat aber nicht allein dieses bewirkt, es hat, wie es die einzelnen Organe im thierischen Körper wieder in ihr gehöriges Verhältniß gegen einander, in ihre normalen Functionen wieder einsetzt, die verschiedenen Völkerschaften Deutschlands wie-

der mit einander vereinigt, und die Regenten und Völker einander wechselseitig mehr schätzen und anbeten gelernt, als es vorher geschahe. Mit einem Worte, das Fieber hat uns bis jetzt außerordentlich viel Gutes bewirkt, es wird uns in dem schon begonnenen Feldzuge von 1814 noch mehr nützen, als im Jahre 1813; es wird sogar den deswegen scheelen Herrscher an der Seine zu bestimmen wissen, seine wahre Natur anzuerkennen: er wird es mit dem Namen des glühenden Patriotismus belegen müssen.

So sind jetzt die Deutschen, so eifrig arbeitet das gesammte Volk Germaniens für den Krieg, und durch diesen für den Frieden. So entfalten sich in wenig Monaten nach der Knechtschaft, nach der Unterdrückung und nach einer beispiellosen Aussaugung die physischen und moralischen Kräfte Deutschlands in einem solchen Grade, daß es Staunen erregen muß. Das vermag aber auch nur gränzenloser Haß gegen die uns angesonnene Sklaverei und die innigste Liebe zur Freiheit zu bewerkstelligen. Wie die Gefahr, so die Anstrengungen dagegen, und so auch die Hoffnungen.

Was haben wir aber von dem jetzigen Feldzuge zu hoffen?

Vieles ist bis jetzt für die Befreiung Deutschlands und für die Gewinnung eines sichern und dauerhaften Friedens geschehen; aber vieles ist auch noch zu thun übrig, und dieses letztere ist die Aufgabe des Feldzuges von 1814. In diesem Feldzuge wird, muß das von allen europäischen Nationen sehnlichst erflehte Kleinod, der goldene Friede, erkämpft werden. Diese hier für alle meine Landsleute mit der größten Zuversicht ausgesprochene Hoffnung gründet sich fest auf die hier auf diesen Bogen vorausgeschickten Prämissen. Frankreich ist durch die Revolution und durch viele blutige Kriege vieler seiner wehrbaren Männer verlustig geworden, seine Schätze sind vergeutet, die Nation ist des unnützen Krieges höchst überdrüssig. Die sonst furchtbaren Heere Frankreichs sind vernichtet, der militärische Ruhm des Oberfeldherrn derselben ist gebrandmarkt, und

die Meinung seiner Unüberwindlichkeit dahin geschwunden. Gegenüber stehen die sämmtlichen Nationen Europens aufgeregt durch die französische Tyrannei, aufgestanden von der Schande und der Bedrückung zu einem erhöhten Leben und zu einem Feuer des Patriotismus, welches das harte Felsenherz des französischen Machthabers gewiß zu erweichen wissen wird, in der französischen Schule zu Kriegern gebildet, in eine fürchterliche Coalition vereinigt, im Begriffe, die Gränzen Frankreichs zu überschreiten, oder, nachdem sie schon überschritten sind, dem Centrum dieses Landes zuzueilen. Werden die neugebildeten Heerhaufen Frankreichs, welche an vielen wesentlichen Stücken einer gut organisirten Armee Mangel leiden, unsern tapfern und wohl disciplinirten Heeren widerstehen können? O gewiß nicht! Die auf das Innere von Frankreich losgehenden Armeen werden sich einander die Hände bieten, sich daselbst vereinigen, und Napoleon wird nebst seinen rohen Massen von Kriegern im Centrum von Frankreich eben so eingeschlossen werden, wie im Mittelpunkte von Deutschland, bei Leipzig. Leicht könnten sich daher die Scenen von und bei Leipzig bei Paris wiederholen, wenn der Friede französischer Seits verweigert werden sollte. Ist nicht

jetzt schon Frankreich von allen Seiten eingeschlossen? Warum soll bei so zahlreichen, so geübten und so tapfern Heeren, wie die Frankreich gegenüber stehenden sind, der große Kreis nicht auch ins Kleine gezogen werden können? Sollte es aber bis dahin kommen, daß unsere Armeen bis ins Innere von Frankreich vordringen müßten, so würde hier doch gewiß der Friede erkämpft werden. Schließt ihn Napoleon nicht, so wird ihn doch bestimmt nun die Nation zu schließen bereit seyn; denn man wird sie nun größtentheils von unserer Seite über ihr wahres Interesse belehren können.

Dieser Friede ist aber kein gewöhnlicher, er hebt nicht etwa eine Streitigkeit zwischen zwei Fürsten auf, wie dieß öfterer durch Friedensschlüsse geschehen ist; es ist ein Friede, der viele Nationen mit einander aussöhnt; er erstreckt sich über Europa, über die ganze kultivirte Welt. Er endet eine Revolution, welche scheuslich an der Seine begann, welche sich in veränderter Gestalt nach und nach über die gesammten Staaten Europens hinwälzte, welche die Fluren Italiens, Germaniens und des Nordens mit Blut übergoß, und welche alle die Länder zwischen dem Ausflusse des Tajo bis zum Don und der Wolga zu ver-

schlingen suchte. Viele Millionen haben durch diesen über zwanzig Jahre währenden Revolutionskrieg unaussprechlich gelitten, ganze Geschlechter sind dadurch untergegangen, ganze Geschlechter, ja ganze Völker sollten noch untergehen. Ganze Länder sind verheert, die Städte und Dörfer liegen zu Tausenden in Schutt und Asche, viele Tausend unglückliche Einwohner derselben irren ohne Obdach und ohne Kleidung in der weiten Welt umher. So war, so ist der jezzige Krieg, und diesen soll der nahe, baldige Friede enden. Ist nicht immer die Freude über die Rettung eben so groß, als die Gefahr, aus welcher wir erlöst wurden? Sollen wir daher den jetzigen Frieden nicht nach dem Kriege messen, auf welchen er erfolgen muß? Kein Mensch wird uns diese Ueberzeugung rauben. Je schrecklicher daher der Krieg für uns war, um so erfreulicher und beglückender wird uns der Friede seyn.

Der jetzige Friede ist aber kein gewöhnlicher, denn er garantirt uns sämmtlichen Deutschen unsere Nationalität, dasjenige Eigenthum, was uns von unsern Voraltern übertragen worden ist, und was für uns aus dem deutschen Boden und Clima hervorgeht. Wir Deutschen hatten aufgehört, Eine Nation zu seyn, unser eigenthumlicher

Charakter und unsere Tugenden waren seltene Erscheinungen geworden. Viele von uns durften ja nicht einmal mehr deutsch seyn, weil sie der fremde Herrscher von uns losgerissen und sich zugeeignet hatte. Diese wird der Friede wieder mit uns vereinigen, und da der Krieg die früher unter sich entzweiten Deutschen schon als Brüder zusammengeführt hat, so werden die deutschen Völker wieder Eine Nation ausmachen, welche zu großen Hoffnungen berechtigt *).

*) Der feurige und um Deutschlands Wohl so hochverdiente Arndt schlägt einen deutschen Orden vor, um durch denselben zu deutschen Tugenden zu entflammen und deutsche Sitten rein aufzubewahren. Mit diesem Vorschlage vereinige ich die Bitte um allgemeine deutsche Nationalfeste. Ganz Deutschland möge alle Jahre seine Rettung durch allgemeine Nationalfeste auf eine der Sache würdige Weise feiern, theils um unsere Nachkommen lebhaft an die von uns erlittenen Gefahren zu erinnern, theils aber auch, um den Geist zu erhalten, welcher uns gerettet hat. Bei diesen Festen dürfte aber die herrliche und brüderliche Vereinigung der verschiedenen Völkerschaften Deutschlands, nach welcher sie jetzt unter und mit einander fechten, nach welcher der Oesterreicher und der Baier, der Sachse und der Preuße u. s. w. in ein Armeecorps mit einander verbunden sind, durchaus nicht unbeachtet gelassen werden. Um diese

Der zu erwartende Friede bürgt uns Deutschen aber nicht allein für die Erhaltung unserer Nationalität, sondern er bringt uns auch eine gänzliche Regeneration, eine Umgestaltung mancher alten Einrichtungen und Formen, welche uns die Zeit und die gewaltsamen Erschütterungen der letztern Jahre als unnütze dargestellt haben. Die dem Deutschen innewohnende Eigenthümlichkeit, das Alte, als von seinen Vorfahren herrührend, zu achten, und deswegen beizubehalten, ist, durch die vor unsern Augen dahingeeilten Ereignisse, in seine gehörigen Gränzen versetzt worden, und wir dürfen daher nicht zweifeln, daß unser Deutschland zu einem neuen und kräftigen Leben werde erstan-

Verbrüderung der deutschen Völkerschaften zur Zeit der Gefahr unsern Nachkommen recht sinnlich darzustellen, würden Abgeordnete von einem dieser Völker zum andern bei diesen Festen am besten geeignet seyn. Jedes Volk würde diese Repräsentanten der andern Völker zum Zeichen der bestehenden Brüderschaft und Harmonie aufs Beste aufnehmen und ihnen alle Achtung und Ehrerbietung erweisen. Wollte man einwenden, daß diese Deputationen zu kostspielig seyn würden, so erwiedere ich, daß die natürlichsten Abgeordneten die diplomatischen Gesandten sind, welche sich an den verschiedenen Höfen Deutschlands befinden. Die weitere Ausführung dieses Vorschlages sey denen überlassen, welche darüber zu bestimmen haben.

den seyn. Das Verödete, das Zerrüttete bedarf aber auch eines neuen kräftigen Wirkens, wenn es wieder das werden soll, was es früher war. Es ist für unsere gänzliche Rettung noch nicht genug, daß wir jetzt tapfer fechten, Vieles, was sich durch unsern Schlummer, durch unsere Gemächlichkeit, durch unsere Schwäche eingenistet hat, muß abgeschafft, muß ausgestoßen werden, wenn der deutsche Staatskörper wieder zu seiner frühern Energie, zu seiner Vollkommenheit und zu seinem Ansehn bei andern Nationen gelangen soll.

Ferner wird der jetzige Friede die Bemühungen um die Litteratur da wieder anknüpfen, wo sie in den verflossenen Jahren, durch das Geräusch der Waffen, durch Terrorismus, durch französische Bücherpolizei und durch Armuth niedergedrückt, abgebrochen werden mußten. Universitäten und Schulen werden wieder aufblühen, und Künste und Wissenschaften werden ihre Altäre unter den Deutschen wieder aufschlagen. Humanität wird an die Stelle der Despotie treten, solide Kenntnisse werden nicht mehr durch französische Oberflächlichkeit verdrängt werden können, und eine ruhige und wirklich prüfende Kritik wird nicht mehr das französische Commandowort oder die auswärtige Cabale fürchten dürfen. Eine, einem

liberalen Staate würdige Preßfreiheit wird unserer Litteratur einen Schwung beibringen, welcher uns auf den ersten Blick unglaublich scheinen möchte. Wenn alles arbeitet, alles sich regenerirt, alles mit neuem Leben zu wirken beginnt, darf und wird der Gelehrte nicht zurückbleiben. Neue unschätzbare Reichthümer zeigen sich uns auch in dieser Hinsicht aus der Ferne, wenn der goldene Friede errungen und das Waffengetöse geendet ist.

Auch in andern Beschäftigungen, vorzüglich aber in Hinsicht des Handels, wird der Friede seine Segnungen reichlich über ganz Deutschland ausgießen. Die fürchterliche Einrichtung des französischen Despotismus, den Handel Britanniens von dem Handel des Continents auszuschließen, hat den Handelsverkehr des festen Landes mehr unterdrückt, als sie den Kaufleuten Englands geschadet hat. Durch das sogenannte Continentalsystem wollte man England bezwingen, und man ruinirte nur das feste Land; die deutschen Märkte verödeten, anstatt der Frachtwagen sahen die deutschen Straßen nur französische Douanenwächter, welche die Artikel des innern Handels eben so gewissenlos wegnahmen, als man die Waaren Englands verbrannte. Dieses System ist, dem Himmel sey Dank, mit den

französischen Zolldienern schon verschollen, schon durchkreuzt sich der allgemeine Welthandel in Deutschland auf mancherlei Wegen, schon sieht man die damit beladenen Frachtwagen hin- und herrollen; allein die völlige Freiheit des Handels in Europa ist nur erst von dem allgemeinen Frieden zu erwarten: Nur die Freiheit aller Meere, aller schiffbaren Flüsse und aller Straßen kann dem allgemeinen Handel und Verkehr der Völker den freien Schwung verschaffen, in welchem er früher die Länder bereicherte.

Der nächstens zu hoffende Friede wird aber nicht allein durch freien Handel und Wandel bald die Geldarmuth der Staaten und der Privatleute zu verdrängen im Stande seyn, sondern er wird vorzüglich auch dadurch den alten Wohlstand wieder herzustellen vermögen, daß durch ihn dem Gewerbe eine Menge nützlicher Hände wieder gegeben werden, welche jetzt für die heilige Sache des Vaterlandes fechten. Viele unserer tapfern Kämpfer kehren dann zu ihrem Heerde, zu ihren Geschäften zurück; der Kampf ist herrlich ausgefochten, die Gränzen Deutschlands sind gesichert, die Staaten bedürfen daher nicht mehr einer so großen Anzahl von Streitern; sie bedürfen nun mehr

fleißiger Hände, um das wieder einzurichten, wieder aufzubauen, was der Krieg zerstört, vernichtet hatte. Durch eine solche Reduction der streitenden Massen, welche unter den jetzigen Umständen beträchtlich seyn kann, werden aber dem Staate außerordentliche Ausgaben erspart, so wie überhaupt durch das Aufhören des Kriegs eine große Menge von Aufopferungen in Wegfall kommen. Viele Wunden, welche jetzt bluten, und viele Lücken, welche noch offen sind, können durch diese Ersparnisse erst geheilt und ausgefüllt werden. Nur nach der völligen Waffenruhe und nach einer solchen Sicherung der Gränzen Deutschlands, daß uns dadurch alle Furcht eines nahen Einbruchs des alten Feindes benommen werden muß, kann der Credit Deutschlands wieder hergestellt, können die Finanzen verbessert werden.

Sollen wir aber bei der Aufzählung des nahen Friedens das Heimkehren so vieler tapfern Streiter zum friedlichen Heerde bloß statistisch in Anschlag bringen? Sollen wir nicht auch die unaussprechliche Freude nennen, mit welcher man diese tapfern Männer und Jünglinge empfangen wird, mit welcher die Mutter oder der Vater dem Sohne, die Kinder dem Vater, die Gattin dem

Gatten, der Bruder oder die Schwester dem Bruder, die Braut dem Bräutigam entgegeneilen werden? Wie viel schlaflose Nächte sorgsamer Mütter, welches Sehnen, wie viel Thränen werden durch diese Rückkehr vergolten und gestillt werden? Gehört es nicht zu den ersten recht fühlbaren Wohlthaten des Friedens, daß der Krieger den Seinigen wiedergegeben wird? Freuen sich nicht alle seiner Wiederkehr? O ihr sorgenden Mütter und Väter, ihr sehnsuchtsvollen Frauen und Bräute, ihr hoffenden Geschwister und Kinder, verzeiht es mir, daß ich eurer gerechten Freude über die Rückkehr der Eurigen nach dem Frieden so spät erst Erwähnung gethan habe!

Und wie wollte ich alle die Wohlthaten, die Segnungen herzuerzählen im Stande seyn, welche der nächste allgemeine Friede über die Welt, über die Staaten Europens und über ihre Einwohner verbreiten wird! Groß war, lange dauerte der Kampf, er schien die Welt vernichten zu wollen. Herrlich werden die Folgen davon seyn, lange werden sie die Menschen beglücken. Deutschland und Europa, Fürsten und Völker haben eine Lehre bekommen, welche unsern späten Enkeln

aufbewahrt werden wird; und welche sie vor unserm Wahne, durch welchen wir unterdrückt wurden, schützen muß. Eine solche Revolution, solche schreckliche Catastrophen werden nicht leicht wieder über die Welt ergehen, weil sie des Blutvergießens und des Krieges müde ist, und durch den Kampf den Frieden hat schätzen lernen. Der nächste Friede ist kein gewöhnlicher, es ist kein Privatvergleich zwischen zwei oder drei Fürsten, es ist eine Garantie der Ruhe und der Eintracht, welche sich die Fürsten und die Völker eines ganzen Welttheils unter einander geben, und durch eine Gleichheit ihrer Staaten so sichern, daß nicht leicht an eine Verletzung derselben von dieser oder jener Seite zu denken seyn wird. Er wird, er muß herrlich in seinen Folgen seyn, er wird seine Segnungen auf die späte Nachwelt übertragen.

Dieß wäre es denn, was ich meinen Landsleuten bei dem jetzigen Drucke der Zeiten mitzutheilen hatte. Mögen es Worte des Trostes und der Ermunterung seyn! Mögen sie jeden Deut-

schen anregen, nach seinen Kräften und Umständen zu der neuen Schöpfung beizutragen. Ruhe und Trägheit sind jetzt zweifache Sünden, und können nur Schande dem bereiten, der sich ihnen hingibt. Jeder Deutsche, welcher sich der Mitwirkung an der großen und heiligen Sache entzieht, entnationalisirt sich, er ist nicht werth, künftig den deutschen Boden zu bewohnen und deutsche Luft einzuathmen. Wo die allgemeine Sache ruft, muß der Egoismus schweigen. Daher auf! ihr deutschen Jünglinge und Männer, die ihr stark und kräftig seyd, den Krieg zu ertragen und durch keine andern Pflichten gehalten werdet! ergreift das Schwerdt und eilt den Gränzen Frankreichs zu, um hier noch Theil an dem letzten Kampfe nehmen zu können! Ein großer edler Gedanke schafft den andern, eine große That weckt die andere. Seyd ihr des freien Entschlusses fähig, für das Vaterland zu fechten, zu bluten und zu sterben, so werdet ihr sowohl durch diesen edlen Entschluß, als auch durch den hohen Beruf, zu manchem andern Großen, Erhabenen und Schönen vorbereitet und geweckt. Noch ist es Zeit, auf diese Weise sich zu veredeln, die männliche Brust zu stählen, den jugendlichen Muth zu

heben. Bald möchte es zu spät seyn, und mancher unter euch möchte es dann bereuen. Wer nicht geeignet und nicht bestimmt ist, das Schwerdt, die Lanze zu führen, der trage durch Rath und That bei, um unsere Sache möglichst bald zu fördern. Je größer die Anstrengung und je schneller ihre Wirkung, desto größer und schneller der Erfolg. Von allen Seiten muß gewirkt, und kräftig gewirkt werden. Noch stolzirt unser gemeinschaftlicher Feind in seinen Reden an den Senat nach der alten Art, noch braucht er in Paris die alten Kunstgriffe, um Menschenmassen zusammenzutreiben. So lange dieß noch ist, darf kein Deutscher ruhig bleiben, kein echter Patriot darf ruhig schlafen, bis Bonapartes Uebermacht gänzlich gebrochen ist. Nach jeder neu angeordneten Conscription in Frankreich muß sich augenblicklich in Deutschland die doppelte Summe der dort Zusammengetriebenen freiwillig stellen, damit dem Zufalle auch nicht das Geringste überlassen bleibe. Wer wollte auch bei einer so heiligen, bei einer so gerechten Sache, wie die unsrige jetzt ist, dem Zufalle das Geringste anheimstellen? Ein solcher Fehler könnte nur dem französischen Leichtsinne, keineswegs aber der deutschen

Bedächtigkeit verziehen werden. Auf daher, Deutsche, um das Vaterland mit Blut und Leben, mit Vermögen und Aufopferungen aller Art zu vertheidigen und den Frieden baldigst zu erringen!

Möchten diese Zeilen aber auch Worte des Trostes und der Beruhigung für viele furchtsame und geängstete Gemüther in Deutschland enthalten, und dadurch dazu beitragen, die schreckliche Seuche, das Nervenfieber, welches immer noch unter uns wüthet, niederzuschlagen. Blut könnte der Gefühlvolle über die Opfer weinen, die dieser Krankheit bis jetzt gefallen sind, und welche noch täglich, obgleich in weit geringerer Anzahl, fallen. Unwille, höchster Unwille muß aber den Patrioten ergreifen, wenn er sieht, daß unnöthige Furcht für die Zukunft vieles dazu beiträgt, dieses menschliche Uebel nicht allein länger andauernd, sondern auch in jedem einzelnen Falle gefährlicher zu machen. Welchem unter uns geziemt es aber wohl, sich da zu fürchten, wo nichts zu fürchten ist, und da nur Bilder der Angst und des Schreckens in der Zukunft zu erblicken, wo sich dem forschenden Auge nur Gegenstände der angenehmsten Hoffnungen darstellen? Wo die

Hoffnungen schon in die Wirklichkeit übergehen? Auch der Schwache ist hier nicht zur Furcht berechtigt. Erheitert daher, theure Landsleute, Eure trüben Blicke in die Zukunft, nehmt Antheil an der seligen Stimmung, welche die jetzige ereignißschwangere Zeit auf große und starke Gemüther ausgießt, und erhebt Euch dadurch zu einer solchen Kraft des Körpers und des Geistes, daß Euch keine solche Krankheit beizukommen vermag.

Laßt uns besser werden!
Gleich wirds besser seyn.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Jörg, Johann Christian Gottfried,

Ahndungen für Deutsche bei Eröffnung des Feldzuges von 1814

Leipzig [1814]

Germ.g. 216 f
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10016183-7